Ländliche Erzählungen

von

George Sand.

Deutsch

von

Aug. Cornelius.

Zweiter Theil.

Franz der Champi.

Hildburghausen.

Verlag des Bibliographischen Instituts.

1865.

Franz der Champi.

Vorrede.

Wir kamen, R.... und ich, beim Schein des Mondes, welcher die Fluren mit mattem Silberlicht übergoß, vom Spaziergang zurück. Es war ein lauer, in leichte Nebel gehüllter Herbstabend. Die Natur hatte unter diesem, vom Silberlicht des Mondes durchwirkten Nebelschleier etwas Geheimnißvolles, und die Luft erzitterte, wie berührt vom leisen Hauche ferner Klänge. Es war, als ob jedwedes Wesen vor dem starren Todesschlaf des Winters noch einen letzten vollen Athemzug thun wollte, als fürchte man durch das Geräusch der Bewegung bei den letzten Sommerfreuden gestört zu werden, so geheimnißvoll, so leise schlugen die Pulse der Natur, als wollte das warme Leben die fliehende Zeit betrügen und das grausame Geschäft ihrer Zerstörung hemmen. Die Vögel ließen, statt ihrer lauten munteren Lieder, nur bange, unterdrückte Töne hören, und selbst die kleinen Insekten im Grase hemmten, wie erschrocken über den Laut ihrer eigenen Stimme, das Gesumme und Geschwirre, welches ihr Dasein verrathen konnte; so ward der Laut des Lebens und der heiteren Lust zur stillen Klage. Die Pflanzen athmeten ihre letzten Wohlgerüche aus, die um so lieblicher und angenehmer dufteten, als sie feiner und koncentrirter waren. Die gelben Blätter wagten kaum unter dem Wehen des Windes zu erzittern, und die Heerden weideten geräuschlos, ohne die Laute der Freude oder des Streites vernehmen zu lassen.

Wir selbst, mein Freund und ich, betraten mit einer gewissen Andacht den Boden, denn auch wir waren von dem milden Zauber der Natur ergriffen und lauschten mit stummer Bewunderung ihren letzten Akkorden, die sich in einem immer leiser werdenden Pianissimo verloren. So ist der Herbst ein schwermüthiges, doch anmuthiges und liebliches Andante, welches in bewunderungswürdiger Weise das feierliche Adagio des Winters vorbereitet.

— Wie feierlich und ruhig ist alles rings umher, sagte endlich mein

Freund, der, ungeachtet unserer Stille, meinen Gedanken gefolgt war, so wie ich den seinen. Wie sonderbar diese in tiefe Träume versunkene Natur doch absticht gegen die Sorgen und Mühen des wachen Lebens mit seinen Bestrebungen und Befürchtungen, seinen Hoffnungen und bangen Zweifeln. Gäbe es wohl eine Farbe, eine Sprache, welche die Malerei oder die Poesie wählen könnte, um in diesem Augenblick das Antlitz der Natur darzustellen? Und um deinem Sinne das Eigenthümliche meiner Frage noch näher zu führen: laß mich diesen Abend, diesen Himmel, diese Landschaft, rings umher so verschwommen und doch so harmonisch und dem geistigen Auge so erfaßbar, mit der frommen, redlichen Seele des Landmannes vergleichen, der von seiner Arbeit lebt, keine Bedürfnisse und weder den Drang noch die Mittel hat, das auszusprechen, was sein Innerstes bewegt, dennoch in seiner Weise das Leben genießt und sich des Lebens freut. Ich suche in die Geheimnisse solch eines natürlichen Lebens einzudringen, ich, der civilisirte Mensch, der in dem Instinktleben keine Genüsse findet, ja es nicht begreifen kann, der fortwährend von dem Verlangen und dem Bedürfniß gequält wird, von seinen Gedanken und Anschauungen sich und Anderen Rechenschaft zu geben.

Und dann, fuhr mein Freund fort, bemühe ich mich, den Zusammenhang der zu thätigen Intelligenz mit dem zu wenig arbeitenden Verstand des Naturmenschen zu ergründen, so wie ich eben darüber grübelte, was die Poesie, die Musik, die Malerei, die Beschreibung, mit einem Wort die Sprache der Kunst, der Schönheit dieser Herbstnacht hinzufügen könnte, welche sich mir mit einer so geheimnißvollen Zurückhaltung offenbart und mich durchdringt, ohne daß ich mir Rechenschaft geben könnte, durch welche magische Verbindung es geschieht.

— Laß sehen, antwortete ich ihm, ob ich die Frage recht verstehe. Diese Oktobernacht, dieser farblose Himmel, diese Musik ohne bestimmte Melodie, diese Ruhe in der Natur, dieser Landmann, der durch seine einfachen Empfindungen ihr näher steht als wir, der sie besser versteht und genießt, wenn er sich auch von seinem Verhältniß zu ihr keine Rechenschaft zu geben vermag, — alles dieses fassen wir zusammen und nennen es das natürliche, primitive Leben, im Gegensatz zu unserem entwickelten, verwickelten und zusammengesetzten Leben, welches ich ein künstliches nenne. Du fragst: welches ist der mögliche Zusammenhang, das unmittelbare Band zwischen diesen einander entgegengesetztesten Wesen und Dingen, zwischen Palast und Hütte, zwischen Künstler und Schöpfung, zwischen Dichter und Landmann?

— Ja, entgegnete er, und laß uns noch hinzufügen: welchen Zusammenhang hat die Sprache der Natur, des primitiven Lebens sammt seinen Instinkten mit der Sprache der Civilisation, der Kunst und Wissenschaft, mit einem Wort: der Erkenntniß?

— Wenn ich in deiner Sprache reden wollte, so würde ich das Gefühl als das Moment bezeichnen, welches beide, Instinkt und Erkenntniß, mit einander verbindet.

— Grade dieser Begriff des Gefühls ist es, den ich mir klar machen möchte durch Fragen, welche ich an dich sowohl wie an mich selber richte. Dieses Gefühl ist also die Offenbarung des Unausgesprochenen und Unaussprechbaren. Dieses Gefühl ist die Kunst, der Künstler, wenn du willst, welcher beauftragt ist, den unaussprechlichen Zauber des primitiven Lebens in seiner ganzen Reinheit, seiner Grazie, in seiner Offenheit und Anmuth denen zu verdolmetschen, welche nur das künstliche Leben kennen und die, verzeihe, daß ich es ausspreche, der Natur und ihren göttlichen Geheimnissen gegenüber weiter nichts sind als blöde Thoren.

— Du verlangst nichts Geringeres, als das Geheimniß der Kunst zu erforschen: suche es im Herzen Gottes, denn kein Mensch, kein Künstler ist im Stande, dir es mitzutheilen. Kennt er es doch selbst nicht, wie also sollte er Rechenschaft geben können von den Impulsen seines Schaffensdranges, seiner Begeisterung, oder den Gründen seiner Ohnmacht? Wer kann dem Schönen, Einfachen und Wahren Ausdruck geben? und wer könnte es lehren? Auch nicht die größten Künstler könnten es, denn würden sie versuchen, es zu lehren, wären sie nicht mehr Künstler, sondern Kritiker, ach, und die Kritik —

— Die Kritik, erwiederte mein Freund, dreht sich schon seit Jahrhunderten um das Geheimniß herum, ohne es ergründen zu können. Allein verzeih: das ist's nicht, was ich meinte. Ich bin barbarischer und gehe noch weiter: ich bezweifle überhaupt die Macht der Kunst, ich verachte, ich verleugne, ich vernichte sie. Ich behaupte, daß die Kunst nicht existirt, oder wenn sie existirt hat, daß sie jetzt nicht mehr existirt, daß ihre Zeit vorüber ist. Sie ist formlos, verbraucht, hat keine Lebensfähigkeit mehr, der Athem fehlt ihr, um die Schönheit des Wahren zu besingen. Die Natur ist ein Kunstwerk, Gott aber ist der einzige Künstler, und der Mensch ist nichts weiter, als ein Anordner ohne Geschmack und Geschick. Schön ist die Natur, allen ihren Poren entströmet das Gefühl. Unvergänglich sind in ihr Schönheit, Jugend, Liebe. Doch hat der Mensch nur schwache Kräfte, elende Mittel, um sie auszudrücken. Besser wär's,

er stünde ab von dem Versuch. Besser wär's, er bliebe stumm und in den Grenzen der Betrachtung. Nun, was meinst du dazu?

— Es scheint mir richtig, ich bin auch der Meinung.

— Nein, nein, du gehst zu schnell auf meine Paradoxen ein. Ich habe sie aufgestellt, du sollst sie widerlegen.

— Ich erwiedere also, daß ein Sonett Petrarca's eben so schön sei als die Quelle von Vaucluse, daß eine Landschaft von Ruysdael nicht mindere Poesie und Anmuth entfalte als der heutige Abend, daß Mozart in der Sprache der Menschen eben so herrlich singe als Philomele in der Sprache der Vögel, und daß Shakespeare der Leidenschaft einen Ausdruck leihe, wie ihn nur der primitivste Mensch nachzufühlen im Stande wäre. Hier haben wir die Kunst, hier stellt sich ihr Verhältniß dar, hier entscheidet das Gefühl.

— Du kannst Recht haben, sagte mein Freund; aber wenn es mich nicht befriedigte? Wenn du auch nach den Regeln des Geschmackes und der Aesthetik tausendmal Recht hättest, könnte mir nicht dennoch das Donnern eines mächtigen Wasserfalles harmonischer in die Ohren klingen, als Petrarca's Verse u. s. w.? Wenn ich behaupte, daß in dem heutigen Abend ein Zauber liegt, welchen mir Niemand so verdeutlichen könnte, wie ich ihn selbst empfinde; wenn ich sage, daß die Leidenschaft Shakespeare's kalt ist im Vergleich zu der, welche aus den zornsprühenden Augen eines eifersüchtigen Landmannes leuchtet, welcher sein Weib schlägt, — was hättest du darauf zu erwiedern? Es kommt darauf an, mein Gefühl zu überzeugen. Wenn es nun aber deinen Beweisen entschlüpft, wenn es deinen Proben widersteht? Die Kunst ist also mit Nichten eine unwiderlegliche Beweisführerin, und das Gefühl bleibt oft durch die beste Definition unbefriedigt.

— Ich kann dir in der That darauf nichts erwiedern, als daß die Kunst eine Erklärung ist, welche ihren Beweis in der Natur findet; daß das vorherbestehende Faktum dieses Beweises immer da ist, um entweder die Erklärung zu rechtfertigen, oder sie zu bestreiten, und daß man keine gute Erklärung zu geben im Stande ist, wenn man nicht mit Gewissenhaftigkeit und Liebe den Beweis prüft.

— Die Erklärung könnte demnach des Beweises nicht entbehren, aber könnte wohl der Beweis ohne die Erklärung bestehen?

— Gott würde sich ohne sie behelfen können. Du aber, der du redest, als wärest du kein Mensch wie wir, würdest, ich wette, den Beweis schwerlich verstehen, wenn ihn dir nicht die Kunst in tausendfachen

Formen erklärte, und du nicht selbst solch eine Erklärung wärst, die stets dem Beweis zustrebt.

— Darüber eben beklage ich mich. Dieses beständige Erklären ist es, was mich stört. Ich möchte jeglichen Gedanken an die Kunst und ihre Schöpfungen verbannen, nicht an die Malerei denken, wenn ich eine Landschaft sehe, nicht an die Musik, wenn ich dem Winde lausche, und nicht an die Poesie, wenn ich bewundernd das Ganze in mich aufnehme. Nein, ich möchte alles nur durch das Gefühl, instinktlich nur genießen, weil mir die zirpende Grille hier im Grase lustbeseelter und glücklicher erscheint, als ich es selber bin.

— Mit einem Worte also: du beklagst dich, daß du überhaupt ein Mensch bist.

— Nicht daß ich ein Mensch bin, nein, darüber nur, daß ich kein primitiver Mensch bin.

— Es bliebe immer noch die Frage, ob du als solcher ein Verständniß des Lebens hättest, ob du es genießen könntest.

— Nun, ich setze doch voraus, daß er vom Thier sich unterscheidet. Von dem Augenblicke an, wo er Mensch geworden, hat er andere Gefühle und Begriffe als das Thier. Doch habe ich keine klare Anschauung von seinen Gefühlen, und das ist es, was mich quält. Ich möchte das sein, was die Vorsehung einer großen Anzahl von Menschen, von der Wiege bis zum Grabe, zu sein gestattet: ein Landmann; ein Landmann, der nicht lesen kann, in dessen Seele aber Gott den Trieb des Rechten und des Guten legte, dem er ein redliches Gewissen, ein offenes Gemüth und einen friedlichen Charakter gab; ich bilde mir ein, daß in dieser Erstarrung aller unnützen Kräfte, in dieser Unkenntniß der verderbten Sitten unserer Civilisation das Glück liegt, mit welchem Rousseau seinen primitiven Menschen ausgestattet.

— Auch ich überlasse mich oft diesen Träumen. Wer thäte es nicht? Doch finden darin deine Schlüsse keine Bestätigung, denn selbst der einfachste Landmann ist dennoch ein Künstler, ja ich behaupte, er ist ein größerer Künstler als wir. Zwar tritt seine Kunst in einer anderen Form auf, doch spricht sie mehr zum Herzen als die unsrige. Die Volkslieder, Märchen und Erzählungen der Landleute schildern in wenig Worten dasselbe, was unsere Literatur weitschweifig und verstellt zur Darstellung bringt.

— Ich triumphire also? erwiederte mein Freund. Diese Kunst ist reiner und besser, weil sie ihre Eingebungen von der Natur erhält, mit welcher sie in enger Verbindung steht. Gern geb' ich zu, daß ich

zu weit gegangen bin, wenn ich behauptet habe, die Kunst tauge zu nichts; doch habe ich auch gesagt, ich möchte fühlen wie der Landmann, und dieses Wort, ich nehme es nicht zurück. Es gibt gewisse bretagnische Klagelieder, die Bettler gedichtet haben und die man den Poesien Goethe's und Byrons an die Seite stellen kann, denn ihre drei Verse geben das Zeugniß, daß die Würdigung des Schönen und des Guten in diesen schlichten, einfachen Gemüthern reiner und vollkommener gewesen ist, als dies bei den berühmtesten Poeten der Fall war. Und nun gar die Musik! Haben wir nicht die bewunderungswürdigsten Melodien in unserem Lande? Malerei freilich besitzen unsere Landleute nicht, aber die haben sie in ihrer Sprache, welche hundertmal ausdrucksvoller, energischer und logischer ist, als die Sprache unserer modernen Literatur.

— Das geb' ich zu, antwortete ich; und besonders dieser letzte Punkt ist die Ursache meiner Verzweiflung, daß ich gezwungen bin, in der Sprache der Akademie zu reden, während es doch eine andere, weit bessere Sprache gibt, die viel geeigneter ist, Gefühlen und Gedanken Ausdruck zu verleihen, welche einer anderen als jener modernen Welt angehören.

— Ja, ja, ich verstehe, du meinst jene ursprüngliche, unbekannte, unserer modernen Kunst verschlossene Welt der Einfachheit und Unschuld, welche du umsonst versuchen würdest, in das Gebiet der civilisirten Kunst und in den intellektuellen Verkehr des künstlichen Lebens einzuführen.

— Ach, ich habe viel darüber nachgedacht, rief ich aus. Ich habe an mir selbst empfunden, daß das primitive Leben der Traum und die Sehnsucht aller Wesen und aller Zeiten war. Von den Schäfern des Longus bis auf die von Trianon ist das Hirtenleben das duftige Eden, in welchem die vom Geräusch der Welt geängstigten und ermüdeten Seelen eine Zuflucht suchten. Die Kunst, diese große Schmeichlerin, diese allzugefällige Trostspenderin für die Glücklichen dieser Erde, ist durch eine ununterbrochene Reihe von Schäfergedichten gegangen. Oft wünschte ich ein gelehrtes kritisches Buch über die Geschichte der Schäfergedichte zu schreiben, in welchem ich mir vorgenommen, alle die ländlichen Träume zu schildern, welche die höheren Klassen einst so sehr beschäftigt haben. Ich würde darin ihre Modifikationen verfolgen, welche im umgekehrten Verhältniß zu der Verderbniß der Sitten stehen, und um so reiner und sentimentaler erscheinen, je verderbter und schamloser die Gesellschaft sich zeigt. Ich möchte dieses Buch bei einem fähigeren Schriftsteller, als ich es bin, bestellen, und ich würde es alsdann mit Ver-

gnügen lesen. Es wäre dies eine vollständige Abhandlung über die Kunst: denn die Musik, die Malerei, die Architektur, die Literatur in allen ihren Formen, Theater, Gedicht, Roman, Ekloge, Lied; die Sitten, Gärten, ja selbst die Trachten, alles lebte und webte unter dem Einfluß jener Hirtenträume. Alle jene Typen eines goldenen Zeitalters, jene Schäferinnen, welche erst Nymphen und dann Marquisinnen sind, jene Schäfer, welche unter Ludwig XV. gepudertes Haar und seidene Strümpfe trugen, und welche Sedaine erst gegen das Ende der Monarchie mit Holzschuhen bekleidete, alle waren mehr oder weniger unwahr und erscheinen uns jetzt albern und lächerlich. Wir haben abgeschlossen mit ihnen, sie erscheinen uns höchstens noch hie und da in der Oper als Gespenster, und doch haben sie zu ihrer Zeit die Höfe beherrscht und waren das Entzücken der Könige, welche Schäferstab und Tasche von ihnen entlehnt haben.

Oft schon habe ich mir selber die Frage gestellt: warum eigentlich die Schäfer vom Schauplatz verschwunden sind? denn unsere Zeit erscheint mir durchaus nicht so sehr von dem Ernst der Wahrheit durchdrungen, daß unsere Künste und unsere Literatur das Recht hätten, diese Typen der Ueberlieferung mehr zu verachten als jene, welche die Mode durch ihre Einführung geweiht hat. Wir huldigen heutzutage der Energie und dem Gräßlichen, und sticken in den Canevas dieser Leidenschaften Verzierungen so furchtbarer Art, daß uns die Haare zu Berge stehen würden, wenn diese Phantasiegebilde uns als Ernst erschienen.

— Wenn wir keine Schäfer mehr haben, erwiederte mein Freund, wenn sich unsere Literatur dieses falschen Ideals entäußerte, welches wohl mit unserem heutigen den Vergleich aushält, sollte man nicht in dieser Thatsache eine Art Versuch erblicken können, welchen die Kunst, sich selber unbewußt, macht, um sich zu nivelliren und auf diese Weise sich allen Klassen der Intelligenz erreichbar zu machen? Zwingt nicht die in die Gesellschaft geschleuderte Idee der Gleichheit die Kunst zur Wildheit und Brutalität? weckt sie nicht in allen Menschen die Leidenschaft, welche in einem Jeden schlummert, welcher Klasse der Gesellschaft er auch angehören möge? Noch ist die Wahrheit unentdeckt geblieben, denn sie ist so wenig in der verunstalteten Wirklichkeit, als in dem mit falschen Zierrathen geschmückten Ideal zu finden; allein man ist ihr auf der Spur, man sucht sie, das ist klar; und je mehr die Sucher der Wahrheit mit Blindheit geschlagen sind, um so eifriger erscheinen sie in ihren Bemühungen, ihrer habhaft zu werden. Die Lite-

ratur, die Poesie, der Roman und das Theater haben den Hirtenstab mit dem Dolch vertauscht, und wenn sie das Landleben in Scene setzen, geben sie demselben einen gewissen realen Charakter, welchen die Schäferidillen der früheren Zeit nicht hatten. Allein die Poesie fehlt darin, und darüber beklage ich mich. Man kann also das ländliche Ideal nicht wieder zu Ehren bringen, ohne es entweder zu schminken, oder es durch grobe Pinselstriche zu verunstalten. Du hast oft, ich weiß es, über ein Mittel nachgesonnen, das Landleben in seiner Reinheit und Wahrheit zu schildern; aber wird es dir gelingen?

— Ich hoffe es kaum, erwiederte ich, denn es fehlt mir dazu die Form, und ich finde nicht die rechte Sprache, die das Gefühl des Landmanns in seiner Einfachheit und Treue zu schildern vermöchte. Lasse ich ihn in seiner eigenthümlichen Weise reden, so muß ich dem civilisirten Leser seine Sprache übersetzen; gebe ich ihm aber unsere Ausdrucksweise, so wird er ein unmögliches Wesen, dem man einen Ideengang zuschreiben müßte, welcher ihm fremd ist.

— Gewiß, und ließest du ihn auch nach seiner eigenen Art sprechen, so bildete wieder deine Redeweise zu derselben einen unangenehmen Kontrast. Von diesem Vorwurf kann ich dich nicht frei sprechen. Du zeichnest z. B. ein Landmädchen, nennst es Johanna und legst ihm Worte in den Mund, welche es streng genommen wohl allenfalls sagen könnte; du aber als Romanschreiber kannst dem Reiz nicht widerstehen, auch deinem Leser die Lust mitzutheilen, welche dir die Schilderung dieses ländlichen Charakters gewährt. Du vergleichst sie mit einer Druide, einer Johanna d'Arc, und Gott weiß mit wem noch sonst! Dein eignes Gefühl aber, und deine Sprache bilden zu der ihrigen einen so schneidenden Kontrast, wie etwa die Begegnung zweier schreienden Farben auf einem Gemälde. Du hast uns seitdem in dem „Teufelssumpf" eine bessere Arbeit geboten. Demungeachtet bin ich noch nicht ganz zufrieden gestellt. Auch in diesem Werke lugt noch zuweilen der Ohrzipfel des Autors hervor; ja man findet gewisse „Autoren-Kommentare" darin, wie Heinrich Monier sagt, dem es gelungen ist, wahr zu sein und das Problem zu lösen, das er sich gesetzt. Ich weiß aber sehr wohl, daß das Problem, das du dir setztest, schwer zu lösen ist, allein versuche es dennoch auf die Hoffnung hin, daß es gelingen wird. Was sind selbst anerkannte, mit Erfolg gekrönte Meisterwerke anderes als glückliche Versuche? Und sind nur deine Versuche gewissenhaft, so tröste dich, auch wenn du keine Meisterwerke schaffest.

— Ich fühle mich schon im Voraus darüber getröstet, sagte ich, und wage gern den Versuch. Rathe mir nur, hilf mir ein Thema finden.

— Saßen wir nicht gestern bis tief in die Nacht hinein mit unserm Wirth am Kamin? Ich denke, die Geschichte, die er abwechselnd mit der Magd des Pfarrers erzählte, paßte sich gar nicht übel zu einer ländlichen Erzählung. Erinnerst du dich ihrer noch?

— Sie ist mir vollkommen gegenwärtig, ich könnte sie dir Wort für Wort in ihrer Sprache wiederholen.

— Nein, das wäre verfehlt, denn ihre Sprache bedürfte einer Uebersetzung; du aber mußt französisch schreiben und darfst kein Wort gebrauchen, welches du dem Leser durch eine Anmerkung erklären müßtest.

— Ach, Freund, du bürdest mir hier eine Arbeit auf, bei welcher ich den Verstand verlieren könnte, und die ich niemals unternommen habe, ohne von der Ohnmacht meiner Bestrebungen durchdrungen und unzufrieden mit mir selbst zu werden.

— Und dennoch wirst du es von neuem versuchen. Man kennt euch Dichter: das Schwierige nur reizt eure Phantasie zur Thätigkeit, nur was euch schwer wird, macht ihr gut. So mache dich denn an die Arbeit, erzähle die Geschichte von dem Champi, freilich nicht so, wie wir sie gestern Beide hörten. Unseren, mit der Landessprache vertrauten Ohren erschien dieselbe von den Lippen dieser Leute freilich als ein wahres Meisterstück ländlicher Beredtsamkeit; du aber hast nicht so leichtes Spiel: du mußt die Geschichte so erzählen, als ob zu deiner Rechten ein Pariser, und zu deiner Linken ein Landmann säße, und es darf dir kein Wort entschlüpfen, das nicht völlig klar für den Pariser, und kein Redesatz, der für den Landmann unverständlich wäre. Du sollst also klar und verständlich sein für den Pariser, und einfach, ungekünstelt, leicht faßlich für den Landmann. Der eine von Beiden wird dir wohl den Vorwurf machen, daß es deiner ländlichen Erzählung an Energie des Ausdrucks mangle, der andere wird finden, daß es derselben an Eleganz gebreche. Ich aber werde auch da sein und urtheilen, inwiefern es der Kunst gelingen kann, in die Geheimnisse der primitiven Einfachheit zu dringen, und ohne sich aus den ihr angewiesenen Grenzen zu entfernen, dem Geist des Zuhörers den Zauber der Naturschönheit zu enthüllen.

— Ah, es wird also eine Studie für uns Beide werden?

— Ja, denn ich werde da sein, um dich aufzurichten, wenn du straucheln solltest.

— Gut, setzen wir uns hier auf diesen Hügel. Ich will sogleich beginnen. Doch zuerst erlaube, daß ich mir die Stimme mit einer Scala kläre.

— Wie so? ich wußte nicht, daß du auch Sänger bist.

— Ich meine es nur figürlich. Bevor man eine literarische Arbeit beginnt, ist es nützlich, sich irgend ein Thema in das Gedächtniß zu rufen, welches uns als Muster dienen kann und unseren Geist in die richtige Stimmung zu versetzen im Stande ist. Um mich also, deinem Wunsche gemäß, für die verlangte Erzählung vorzubereiten, will ich dir die kleine Geschichte von Brisquets Hund erzählen. Erinnerst du dich ihrer?

— Nein, was ist es für eine Geschichte?

— Es ist eine Scala, welche Charles Nodier für meine Stimme gesetzt, er, welcher die seinige in allen Tonarten anzuschlagen wußte. Er war ein großer Künstler und erntete nach meiner Ueberzeugung nicht ganz den Ruhm ein, welchen er verdient, weil er eben bei den verschiedenen Tonarten, die er versuchte, nicht immer den richtigen Ton traf. Hat aber ein Künstler nur zwei Meisterwerke geschaffen, von welchem Umfang sie auch sein mögen, so hat er sich den Lorbeer verdient, und man muß um ihretwillen die sonstigen Fehler ihm verzeihen. Jetzt höre die Geschichte von Brisquets Hund.

Ich erzählte nun meinem Freunde die Geschichte, welche ihn zu Thränen rührte, und die er für ein Meisterstück in ihrer Art erklärte.

— Nun sollte ich füglich den Muth verlieren, meine eigene Arbeit zu beginnen, sagte ich; denn diese Odyssee vom armen Hunde Brisquets dauerte kaum fünf Minuten, und es haftet an ihr kein Makel, nicht der kleinste Schatten; es ist ein reiner Diamant, vom ersten Steinschneider der Welt geschnitten, denn das ist Nodier in der Literatur. Ich aber habe keine Kenntniß und kann mich nur auf das Gefühl stützen. Und darf ich wohl in diesem Fall versprechen, kurz zu sein? Kürze und Bündigkeit ist die wesentlichste Eigenschaft einer Erzählung, und sie wird leider, ich weiß es voraus, meiner Arbeit fehlen.

— Fange nur an, sagte mein Freund, den meine Bedenklichkeiten langweilten.

— Gut, so werde ich also die Geschichte von F r a n z d e m C h a m p i erzählen. Wie war doch der Anfang? Ich möchte ihn unverändert, wie er mir aus dem Munde Monika's, der alten Magd des Pfarrers, überliefert wurde, mittheilen.

— Gedulde dich noch einen Augenblick, sagte mein strenger Zuhörer, der Titel deiner Erzählung gefällt mir nicht. Champi ist kein richtiges französisches Wort.

— O, das muß ich bestreiten! Das Diktionär der Akademie erklärt diesen Ausdruck nur für veraltet. Montaigne indessen hat sich seiner bedient, und ich will kein besserer Franzose sein als die großen Schriftsteller, welchen wir den Bau unserer Sprache verdanken. Ich werde also meine Erzählung nicht etwa „Franz das Findelkind" oder „Franz der Bastard" nennen, sondern Franz der Champi. Dieses Wort ist aus unserem französischen Champs (Felder) abgeleitet, und man bezeichnete mit demselben ehemals die von ihren Eltern (in die Felder) ausgesetzten Kinder.

Franz der Champi.

I.

Eines Morgens, als Magdalena Blanchet, die junge Frau des Müllers von Cormouer, an ihren Brunnen am Ende der Wiese ging, fand sie einen kleinen Knaben auf dem Stroh sitzend, welches den Wäscherinnen dort als Kniekissen bei der Arbeit diente. Sie wunderte sich, daß sie das Kind nicht kannte, denn da die Landstraße weit ab von Cormouer lag, sah man im Orte nichts als Einheimische.

— Wer bist du, mein Kind? frug Magdalena den kleinen Knaben, welcher zutraulich zu ihr empor sah, doch ihre Frage nicht zu verstehen schien. Wie heißt du? wiederholte sie, indem sie sich neben ihm auf das Stroh niederließ, um ihre Arbeit zu beginnen.

— Franz, antwortete das Kind.

— Franz wer?

— Franz wer? wiederholte der Knabe mit einfältiger Miene.

— Wem gehörst du?

— Weiß nit.

— Wie, du weißt nicht, wie dein Vater heißt?

— Hab keinen.

— Ist er gestorben?

— Weiß nit.

— Und deine Mutter?

— Ist dort, sagte das Kind und zeigte auf ein ärmliches Häuschen, welches zwei Flintenschüsse weit von der Mühle entfernt lag, und dessen Strohdach man durch die Weiden durchschimmern sah.

— Ah, das ist deine Mutter, die gestern Abend dort einzog? sagte Magdalena.

— Ja, antwortete das Kind.

— Ihr wohntet sonst in Mers?

— Weiß nit.

— Kleiner Bursch, du weißt sehr wenig. Weißt du denn auch nicht, wie deine Mutter heißt?

— Ja, Sabelle.

— Isabelle wer? hat sie denn weiter keinen Namen?

— Nein.

— Nun, deine Wissenschaft wird dir kein Kopfweh machen, sagte lächelnd Magdalena, indem sie anfing, ihre Wäsche zu klopfen.

— Was sagt ihr? frug der kleine Franz.

Magdalena betrachtete ihn nochmals. Es war ein schöner Knabe mit ganz prachtvollen Augen. Schade, daß er so dumm aussieht, dachte sie bei sich. Wie alt bist du, mein Kind? frug sie ihn dann, doch das weißt du wohl auch nicht?

Er wußte es in der That eben so wenig zu sagen, wie alles andere. Dennoch gab er sich Mühe, etwas zu antworten, weil er sich schämte, daß ihn die Müllerin für dumm hielt. So brachte er endlich die kluge Antwort: zwei Jahre! heraus.

— Der Tausend! rief Magdalena aus, ohne ihn ferner anzusehen, da sie sich mit dem Ausringen ihrer Wäsche zu schaffen machte. Du bist wirklich ein kleiner Gänserich, mit dessen Erziehung man sich nicht eben besondere Mühe gegeben hat. Deinem Aeußeren nach zu urtheilen, mußt du wenigstens sechs Jahre alt sein, dem Verstande nach freilich nur zwei.

— Vielleicht! erwiederte Franz, welcher sich sichtlich anstrengte, seine arme kleine Seele aus der geistigen Erstarrung zu erlösen, in deren Banden sie gefangen war. Ihr wollt wissen, wie ich heiße? sagte er: man nennt mich Franz den Champi.

— Ah so! ich verstehe, sagte Magdalena, die ihr Auge mit einem Blick des Mitleids auf ihm ruhen ließ. Nun wunderte sie sich nicht mehr, den schönen Knaben so schmuzig, in so zer-

lumptem Anzug und in einer für sein Alter unnatürlichen geistigen Verwahrlosung zu erblicken.

— Du bist nicht eben besonders warm angezogen in dieser Jahrszeit; ich wette, dich friert es.

— Weiß nit, sagte der arme Champi, der an Entbehrungen schon so gewöhnt war, daß er ihren Stachel nicht mehr fühlte.

Magdalena seufzte; sie dachte an ihren kleinen Johannes, der so warm und wohlversorgt, und von der Großmutter behütet und bewacht, daheim in seiner Wiege lag, während dies arme Kind, am Rand des Brunnens kauernd, vor Frost zitterte, und es allein der Vorsehung verdankte, daß es nicht in den Brunnen fiel, denn es war viel zu einfältig, um zu wissen, daß man ertrinkt, wenn man in's Wasser fällt.

Magdalena, von ihrem guten, mitleidigen Herzen geleitet, befühlte nun den Puls des Kleinen; er ging rasch, und seine Hände waren heiß, obgleich er oft von Frostschauern geschüttelt wurde und sein schönes Gesicht sehr bleich war.

— Du hast wohl Fieber? sagte sie.

— Weiß nit! erwiederte der Knabe; — er hatte beständig Fieber.

Magdalena nahm nun ihr wollenes Umschlagetuch ab und band es dem Knaben um die Schultern, der alles ruhig mit sich geschehen ließ, ohne weder Verwunderung noch Zufriedenheit darüber an den Tag zu legen. Dann machte sie ihm von dem Stroh, auf welchem sie bisher gekniet hatte, ein Lager, und es dauerte nicht lange, so war er darauf eingeschlafen. Magdalena sputete sich nun, mit ihrer Kinderwäsche fertig zu werden, weil sie ihren kleinen Johannes, welchen sie noch nährte, nicht lange verlassen konnte.

Als sie mit ihrer Arbeit endlich fertig, die nasse Wäsche aber doppelt schwer geworden war, konnte sie nicht alles zusammen in's Haus tragen und ließ daher die Hälfte ihrer Wäsche am Brunnen zurück. Den Champi hatte sie sich vorgenommen zu wecken, sobald sie wieder kommen würde. Magdalena war klein und schwächlich, sie war jedoch sehr hübsch, auch muthig, wenn es galt, und wegen ihres milden Sinnes und friedlichen Charakters überall wohl gelitten.

Als sie die Thüre öffnete, um in das Haus zu treten, hörte

sie hinter sich auf der Schleusenbrücke das Klappern kleiner Holzschuhe, die ihr nachtrippelten; sie schaute sich um und sah den kleinen Champi, der ihr ihre Seife, den Klopfer und den Rest der Wäsche nachtrug und ihr das wollene Tuch reichte, in welches sie ihn eingehüllt hatte.

— Sieh da, sagte Magdalena und legte dem Champi die Hand auf die Schulter, du bist doch nicht so einfältig, als ich glaubte, Franz, du bist dienstfertig; und wer ein gutes Herz hat, ist niemals dumm. Komm herein, mein Bübchen, ruh' dich aus und wärme dich ein wenig. O seh mir Einer nur den kleinen Mann da, der eine Last trägt, größer als er selbst!

— Seht, Mutter, sagte sie zu der alten Müllerin, die ihr ihr Kind so frisch und lachend entgegenhielt, daß es eine Freude war, seht den armen Champi hier, wie blaß und krank er aussieht. Ihr versteht euch ja auf das Fieber, könnt ihr ihm kein Mittel geben, das ihn heilt?

— Es ist das Hungerfieber, Tochter, und eine gute Suppe ist dafür das einzige Mittel; doch er hat keine. Es ist der Champi der Frau da drüben, die gestern in die Wohnung zog, die ihr dein Mann vermiethet hat. Sie scheint sehr arm zu sein, da wird es schlimm mit der Bezahlung stehen.

Magdalena schwieg. Sie wußte, daß ihre Schwiegermutter wie ihr Sohn nicht zu den mitleidigen Menschen gehörte, und daß bei ihnen allen beiden das Geld mehr als der Nächste galt. Sie nährte ihren Kleinen, und nachdem die Alte sich entfernt hatte, um die Gänse einzutreiben, ging sie, ihr Söhnchen auf dem Arme tragend und Franz bei der Hand fassend, zu der Sabelle.

Diese hieß mit ihrem vollen Namen Isabelle Bigot und war eine unverheirathete Person von etwa fünfzig Jahren; sie war so gutherzig und mitleidig gegen Andere, wie man es eben sein kann, wenn man selber nichts hat und in steter Angst und Sorge um die eigene Erhaltung schweben muß. Sie hatte den Champi als ganz kleines Kind von einer Frau übernommen, die gestorben war, nachdem sie nur kurze Zeit das Kind genährt hatte; seitdem behielt ihn die Sabelle bei sich, um das Kostgeld zu verdienen, und weil sie hoffte, daß ihr der Knabe später einmal in der Wirthschaft zur

Hand gehn könne. Sie hatte aber ihr Vieh verloren und war nun in einer schlimmen Lage, weil sie sich anderes auf Borg erst wieder anschaffen mußte; denn sie lebte nur von einigen Schafen und einem Dutzend Hühner, die sich ihre Nahrung auf dem Felde suchten.

Der kleine Franz sollte nun bis zu der Zeit seiner ersten Kommunion die kleine Heerde an den Rändern der Wege hüten; dann wollte sie ihn als Schweinehirt oder als Kleinknecht irgendwo in einem Bauernhofe unterbringen, und sie rechnete dabei auf die Dankbarkeit des Sohnes, der seiner Ziehmutter dann einen Theil seines Lohnes abgeben würde.

Es war am Tage nach Martini, als die Sabelle von Mers weggezogen war, woselbst sie ihre letzte Ziege als Zahlung für den schuldigen Miethzins zurücklassen mußte. Sie hatte sich in dem zur Mühle von Cormouer gehörigen Häuschen eingemiethet und sich darin mit einer Bettstelle, zwei Stühlen, einer Kiste und einigem Kochgeräth, als einziger Garantie der Bezahlung für ihren Vermiether, eingerichtet. Das Häuschen war jedoch in so verfallenem Zustande, daß dem Müller keine andere Wahl übrig blieb, als es entweder an sehr arme Leute zu vermiethen, welche möglicher Weise den Miethzins schuldig bleiben konnten, oder es ganz leer stehen zu lassen.

Magdalena ließ sich in ein Gespräch mit der Sabelle ein und überzeugte sich bald, daß sie es mit keiner schlechten Frau, sondern mit einer Person zu thun habe, die sicher ihr Möglichstes thun werde, um den Miethzins zu erschwingen, und der es auch nicht an Zuneigung für den armen Champi fehle. Sie war indessen durch die Gewohnheit, selber zu entbehren und Andere durch Mangel leiden zu sehn, so abgestumpft für das Gefühl des Mitleids, daß sie sich über die Theilnahme, welche die reiche Müllerin für ihren armen Pflegling an den Tag legte, im ersten Augenblick eigentlich mehr wunderte als freute.

Doch als sie sich von ihrem ersten Erstaunen erholt hatte und einsah, daß Magdalena nicht gekommen war, um ihre Dienstleistungen in Anspruch zu nehmen, sondern um ihr selber gefällig zu sein, da faßte sie Vertrauen und erzählte ihr ihre ganze

Lebensgeschichte, welche der aller armen Leute glich, und dankte ihr für ihre Theilnahme. Magdalena versprach ihr Möglichstes zu thun, um sie zu unterstützen, bat sie jedoch, es Niemand zu sagen, weil sie nicht thun dürfe, was sie wolle, und daher nur im Geheimen etwas für sie thun könne.

Sie machte den Anfang mit ihren Wohlthaten damit, daß sie der Sabelle ihr wollenes Umschlagetuch gab, und diese mußte ihr versprechen, noch denselben Abend für den kleinen Champi einen warmen Anzug daraus zu verfertigen. Sie merkte wohl, daß die Sabelle nur ungern das Versprechen gab, denn sie hätte es am liebsten für sich selbst behalten. Doch Magdalena drohte ihr, ferner nichts für sie zu thun, wenn sie nicht spätestens in drei Tagen den kleinen Champi wärmer bekleidet sähe.

— Ei, sagte Magdalena, glaubt ihr denn, daß meine Schwiegermutter, die überall die Augen hat, nicht auf der Stelle sehen würde, daß ihr mein Tuch tragt? Und ihr wollt mir doch gewiß keinen Verdruß daheim bereiten? Bedenkt, daß ich euch in gar Manchem unter die Arme greifen kann, wenn ihr hübsch verschwiegen seid. Nehmt euren Champi wohl in Acht, er hat das Fieber und wird sterben, wofern ihr nicht besser für ihn sorgt.

— O das sollte mir von Herzen leid thun, wenn ich das Kind verlieren müßte! Der Franz ist ein gar guter Junge, so fromm und folgsam wie ein eignes Kind; gar nicht so störrisch und so tückisch und so boshaft, wie sonst die Champis sind.

— Sie werden so, das ist natürlich, sagte Magdalena, weil sie überall im Wege sind, und Jeder sie zurückstößt. Wenn dieser hier ein gutes Kind ist, so kommt es nur allein daher, weil ihr gut mit ihm umgeht.

— Ich glaub' es auch, antwortete die Sabelle, die Kinder sind viel klüger als man glaubt, sie merken's gleich, wenn Einer gut zu ihnen ist. Und der hier ist durchaus nicht bösartig, und wie nützlich kann er sich schon machen! Ja, so klein er ist, ihr hättet sehen sollen, wie er mich gepflegt, als ich voriges Jahr krank war; ich sage euch, kein Großer hätte es ihm nachgethan, und doch war der Junge erst fünf Jahre alt.

— Hört, sagte die Müllerin, schickt mir euren Champi jeden Morgen und jeden Abend herüber nach der Mühle. Wenn ich für meinen Kleinen Suppe koche, werde ich es so einrichten, daß etwas für ihn übrig bleibt, ich werde eine so reichliche Portion an's Feuer setzen, daß auch der Franz davon satt wird.

— Ach, meinte die Sabelle, ich darf ihn euch ja doch nicht selbst hinüber bringen, und er ist gar zu dumm, um sich allein die Zeit zu merken.

— Gut, so werde ich also jedesmal, wenn ich die Suppe fertig habe, meinen Spinnrocken auf den Mühlensteg setzen. Schaut, von hier aus könnt ihr ihn deutlich sehn. Dann schickt ihr mir das Bübchen, ihr könnt ihm ja einen Holzschuh in die Hand geben, als sollt' er euch ein paar Köhlchen zum Feueranmachen holen; — er ißt sich dann an meiner Suppe satt, und ihr könnt euere für euch allein behalten. Auf diese Weise profitirt ihr beide.

— Ich merke schon, ihr seid ein kluges Weibchen, und es wird mir Glück bringen, daß ich in euer Haus gezogen bin, obgleich die Leute mich davor gewarnt haben, weil euer Mann als Grobian in bösem Rufe steht. Und hätte ich wo anders ein Unterkommen gefunden, wäre ich auch gewiß nicht in die schlechte Spelunke gezogen, wo ja der Wind durch hundert Ritzen pfeift, und die sich euer Mann noch obendrein sehr gut bezahlen läßt. Allein ich merke wohl, daß ihr ein Herz für arme Leute habt, und ihr wollt ja auch meinem Champi Gutes thun. Ach wenn ihn doch nur eure gute Suppe bald von seinem Fieber kurirt, denn es wäre schrecklich, wenn ich das Kind verlieren müßte! Ich habe zwar nicht viel von ihm, denn alles, was ich habe, und noch mein Armengeld dazu, geht rein für seinen Unterhalt darauf. Ich habe ihn aber so lieb, als wäre er mein eigen Fleisch und Blut, denn seht, der Champi ist eine Seele von einem Kind, und wenn er erst sein Brod verdient, was nicht so gar lange mehr dauern kann, denn er ist stark und groß für sein Alter (seht nur, wie kräftig er gebaut ist!) — dann wird er auch für seine arme Mutter etwas thun.

So ward also der Champi unter der Obhut der guten Magdalena groß gezogen. Er wurde sehr bald gesund, denn er war eine derbe, kernige Natur, und mancher reiche Bauer in der Um=

gegend mochte sich wohl einen solchen Sohn wünschen. Und dabei war der Knabe muthig wie ein Mann. Behende wie ein Fisch, schwamm er den Fluß entlang bis beinahe unter das Mühlenrad; er fürchtete weder Wasser noch Feuer. Er sprang auf alle Füllen und ritt sie ohne Zügel auf die Weide; er lenkte sie mit seinen Fersen und hielt sich nur an ihren Mähnen fest, wenn er über einen Graben setzen wollte. Das Merkwürdigste dabei war, daß er alles, ohne irgend Aufhebens davon zu machen, mit der größten Ruhe und seiner gewöhnlichen, etwas schläfrigen Miene that. Diesem schläfrigen Aussehen verdankte er seinen Ruf der Dummheit. Keiner aber war schneller bei der Hand als er, wenn es galt, auf dem höchsten Gipfel einer Pappel ein Elsterneſt auszunehmen, oder eine entlaufene Kuh zurück zu holen, oder irgend ein gefährliches Thier mit Steinwürfen zu erlegen, da gab es keinen beherzteren, keinen gewandteren und seiner Sache gewisseren Knaben als ihn. Die andern Kinder waren in dem Glauben, er habe Glück, weil er ein Champi sei; bei allen gefahrvollen Unternehmungen wurde er deshalb vorgeschoben, weil man seinem guten Stern vertraute.

— Ei, der wird nicht zu Schaden kommen, meinten sie, er ist ja ein Champi. Nur dem Getreide schadet der Nachtfrost, das Unkraut vergeht nicht.

So standen denn ungefähr zwei Jahre lang die Sachen leidlich gut. Die Sabelle hatte sich nach und nach wieder eine kleine Heerde Ziegen angeschafft, ohne daß die Leute recht wußten, woher sie das Geld dazu genommen. Sie machte sich in dem Haus des Müllers durch allerlei kleine Dienstleistungen nützlich, so daß ihr Wunsch, das Häuschen, welches sie bewohnte, und in welches das Wasser durch zwanzig schadhafte Stellen eindrang, möge etwas ausgebessert werden, von Cadet Blanchet, dem Besitzer desselben, bereitwillig erfüllt wurde. Sie konnte sich sowohl wie ihren Champi mit der Zeit ein wenig anständiger kleiden, und machte daher jetzt mit ihrem kleinen Pflegling lange keinen so erbärmlichen Eindruck mehr, als da sie in die Wohnung des Müllers eingezogen waren. Die Schwiegermutter machte wohl hin und wieder ein finsteres Gesicht und ließ auch bei Gelegenheit einige

bittere Bemerkungen fallen, wenn ihr ein altes Kleidungsstück abhanden gekommen, oder zu viel Brod in der Wirthschaft darauf ging. Magdalena war einmal sogar gezwungen, sich selber anzuklagen, um den Verdacht von der Sabelle abzulenken; wider Erwarten aber schwieg der Sohn zu allem still und schien mit Absicht ein Auge zuzudrücken.

Das Geheimniß dieser Nachsicht lag darin, daß Cadet Blanchet noch immer sehr verliebt in seine Frau war. Hübsch, frisch und nicht kokett wie andere Frauen in ihrem Alter sind, erwarb sich Magdalena die Achtung eines Jeden. Ueberdies war die Wirthschaft in sehr gutem Zustand, die Geschäfte gingen gut, und Cadet Blanchet war gerade nicht der Mann, welcher aus Uebermuth seine Umgebung schlecht behandelte, sondern höchstens, wenn die Geschäfte in's Stocken geriethen, seinen Mißmuth darüber in seiner Häuslichkeit ausließ. Gegen Magdalena war er bisher freundlicher gewesen, als man von ihm erwartet hätte. Dies tadellose Benehmen gegen seine junge Frau erregte den Neid seiner Mutter, die sich dafür durch tausend kleine Nergeleien und Quälereien an ihrer Schwiegertochter rächte, welche Magdalena schweigend ertrug, ohne sich jemals bei ihrem Manne darüber zu beklagen. Freilich war dies die allerbeste Manier, die Bosheiten ihrer Schwiegermutter zu entkräften, und es gab in dieser Beziehung wohl kaum eine vernünftigere und geduldigere Frau als Magdalena. Da sich aber einmal in diesem Leben die Wirkungen der Gutherzigkeit viel schneller abnutzen als die der Bosheit, so konnte es nicht fehlen, daß Magdalena eines Tages wegen ihrer Wohlthaten nachdrücklich zur Rede gestellt und ausgescholten wurde.

Es war ein schlimmes Jahr. Das Getreide war verhagelt, und der ausgetretene Fluß hatte der Heuernte sehr geschadet. Cadet Blanchet war übler Laune, und als er einmal mit einem Bekannten vom Markt nach Hause kam, sagte dieser, der erst kürzlich ein sehr hübsches, junges Mädchen geheirathet hatte, zu ihm: Nun Blanchet, du konntest dich zu deiner Zeit wahrhaftig auch nicht beklagen, dein Lenchen war ein allerliebstes Mädchen.

— Was willst du damit sagen? Ist etwa meine Zeit vorbei? Sind wir, ich und mein Weib, schon alt? Sie ist kaum zwanzig

Jahre, und ich wüßte nicht, daß sie sich verändert hätte, daß sie häßlich geworden wäre.

— Ei behüte Gott, das will ich auch nicht sagen, dein Weibchen ist noch immer hübsch. Aber es ist mit dem Weibervolk so eine eigene Sache; wenn sie sich gar zu jung verheirathen, halten sie sich nicht lange, und wenn nun gar ein Kind erst kommt, dann ist es mit der Schönheit vollends aus. Man kann es deiner Frau wohl ansehn, daß sie ein Kind genährt hat, sie sieht sehr blaß und angegriffen aus; sie war von jeher nicht die Allerstärkste, jetzt aber ist sie noch mehr abgemagert, und dadurch hat sie sehr verloren. Sie ist doch wohl nicht krank, deine Frau?

— Daß ich nicht wüßte. Aber warum frägst du das?

— Nun, ich meine nur, sie sieht so leidend, so verdrießlich aus. Ja, ja, ich sagt' es immer: es geht mit den Weibern gerade wie mit den Weinblüthen, das blüht und duftet ein paar Sommertage, dann ist's aus. Mit meiner wird es ebenfalls so kommen, es wird nicht lange dauern, so kriegt sie auch ein langes Gesicht und eine grämliche Miene. Wir Männer aber sind einmal so geschaffen: so lang die Weiber uns Grund geben zur Eifersucht, so lang sind wir in sie verliebt; doch das wurmt, das kränkt uns, wir fangen an zu zanken, schlagen sie auch wohl. Das verletzt sie, sie fürchten sich, sie werden traurig, weinen, hocken im Winkel und grämen sich, und dann — ist's mit der Liebe aus. So aber wollen wir es haben, denn wir sind die Herrn! Dann aber fällt uns plötzlich einmal ein, daß wohl nur deshalb Keiner mehr nach unsern Weibern schaut, weil sie nicht mehr hübsch sind, und da — da liegt der Haas im Pfeffer: wir sehn sie selber nicht mehr an und schauen uns nach anderen um. Nun gute Nacht, Blanchet, du hast meine Frau heute ein bischen herzlicher gedrückt, als es grade nöthig war, ich sah's recht gut, doch hab' ich nichts gesagt und bleibe deshalb doch dein guter Freund. Ich will an dir ein Beispiel nehmen und dafür sorgen, daß meine Frau nicht so weinerlich drein sieht als die deine. Ich kenne mich: wenn ich eifersüchtig bin, ist mit mir nicht gut Kirschen essen, und wenn ich es erst nicht mehr bin — ja dann ist es noch schlimmer!

Bei einem richtigen Menschen ist eine gute Lehre nie verloren;

doch Cadet Blanchet, dem es nicht an natürlichem Verstande gebrach, war zu stolz, um sanftmüthig zu sein. Er trat mit zornigen Blicken in sein Haus und betrachtete Magdalena, als ob er sie wer weiß wie lange nicht gesehn habe. Er fand sie sehr verändert und blaß aussehend, und fragte sie so barsch, ob sie krank wäre, daß Magdalena noch bleicher wurde und schüchtern antwortete, sie befände sich ganz wohl. Darüber ärgerte er sich, Gott weiß warum, und setzte sich an den Tisch wie Einer, der nur auf Gelegenheit wartet, um zu zanken; die aber ließ nicht lange auf sich warten. Es war die Rede von der Theuerung des Getreides, und Blanchet's Mutter machte wie gewöhnlich die Bemerkung, daß zu viel Brod gegessen würde. Magdalena schwieg still dazu. Ihr Mann aber wollte sie für die Verschwendung verantwortlich machen, und die alte Frau Blanchet erklärte, gesehen zu haben, wie am Morgen der Champi ein halbes Brod mitgenommen habe. Magdalena hätte sich nun dagegen vertheidigen müssen; sie unterließ es aber, und weinte nur. Blanchet dachte nun an das, was ihm sein Freund gesagt hatte, und wurde um so erbitterter. Von diesem Tage an, erkläre es sich, wer es kann, liebte er seine Frau nicht mehr und machte sie unglücklich.

II.

Ja, er machte sie unglücklich; und wenn sie niemals an seiner Seite so eigentlich glücklich gewesen, so war nun der häusliche Friede vollends vernichtet. Sie hatte sich als sechzehnjähriges Mädchen mit diesem rohen Manne verheirathen müssen, der niemals zärtlich gegen sie war, sich Sonntags betrank, Montags und Dienstags darüber sehr ärgerlich war, und die übrigen Tage in der Woche arbeitete wie ein Pferd, um die verlorene Zeit wieder einzubringen, da er sehr geizig war. Wie konnte er wohl bei dieser Lebensweise an seine Frau denken? Nur des Sonnabends war er erträglich, weil er dann die Arbeit der Woche hinter sich hatte und an die Freude des nächsten Tages dachte. Doch ein einziger freundlicher

Tag in der Woche kann nicht für die andern entschädigen, und Magdalena fürchtete diese seine Heiterkeit um so mehr, weil sie stets der Vorbote des darauf folgenden Ungewitters war, denn sie wußte ganz genau, daß der jetzt so Heitere am folgenden Abend zornglühend nach Hause kommen würde.

Da aber Magdalena jung und hübsch und dabei sanft und friedliebend war, konnte man ihr nicht lange zürnen, und es gab Stunden, wo Blanchet doch sein Unrecht gegen sie einsah und ihr Gerechtigkeit widerfahren ließ. In solchen Augenblicken nahm er dann wohl ihre beiden Hände in die seinen, und drückte sie und sagte: Magdalena, du bist doch ein braves, herzensgutes Weib, und ganz appart für mich geschaffen. Hätte ich eine leichtfertige Frau bekommen, eine Kokette, ich hätte sie umgebracht, oder mir selber das Leben genommen. Aber ich sehe ein, wie treu und brav, wie ordentlich und fleißig du bist, ja eine Frau wie du ist Kronen werth.

Als indessen nach einer vierjährigen Ehe seine Liebe zu ihr allmählich erkaltet war, da hatte er auch kein gutes Wort, keinen freundlichen Blick mehr für sie, ja es verdroß ihn sogar, daß sie seine ungerechten Vorwürfe sich schweigend gefallen ließ. Was hätte sie ihm auch erwiedern sollen? Wohl fühlte sie tief die Ungerechtigkeit seiner Beschuldigungen, doch wollte sie ihm deshalb keinen Vorwurf machen, sie wollte ihn, den sie nicht lieben konnte, wenigstens als ihren Herrn ehren.

Der Schwiegermutter war's schon recht, daß endlich doch ihr Sohn als Herr in seinem Hause auftrat, wie sie sagte, als ob er es jemals vergessen und nicht immer hätte fühlen lassen, daß er Herr war! Die alte Blanchet aber haßte ihre Schwiegertochter, weil sie besser war als sie. Und da sie ihr sonst nichts vorzuwerfen hatte, so machte sie ihr ein Verbrechen daraus, daß sie schwächlich war, daß sie den ganzen Winter huste und nur ein einziges Kind zur Welt gebracht habe. Auch war es ihr ein Dorn im Auge, daß sie lesen konnte und sich des Sonntags mit dem Gebetbuch vor der Nase in den Garten setzte, anstatt wie sie mit den Gevatterinnen die Nachbarn zu beklatschen.

Magdalena hatte ihre Seele Gott empfohlen, denn sie wußte,

daß alle ihre Klagen unnütz wären; sie nahm ihr Leiden willig, wie ein ihr bestimmtes Schicksal, aus der Hand der Vorsehung entgegen, als ob sie es verdient hätte. Sie hatte ihr Herz von dem Irdischen abgezogen und träumte oft vom Paradies, wie Jemand, der sich nach dem Tode sehnt. Demungeachtet sorgte sie für ihre Gesundheit und sprach sich selber Muth ein, weil sie fühlte, wie unglücklich ihr Kind ohne sie sein würde, und gestärkt durch die Kraft ihrer Mutterliebe unterwarf sie sich der Trübsal und dem Ungemach des Lebens.

Sie hatte zwar keine besonders große, aber doch eine gewisse Zuneigung für die Sabelle, denn halb gutmüthig, halb eigennützig, wie dieselbe war, sorgte sie doch nach besten Kräften für den armen Champi, und Magdalena, welche stets das Beispiel vor Augen hatte, wie schlecht die alleinige Sorge um sich selbst die Menschen mache, achtete die um so höher, welche auch an Andere ein wenig dachten. Da sie aber die Einzige im ganzen Dorfe war, die nur für Andere und niemals für sich selber sorgte, so stand sie auch vereinzelt und verlassen da, und dies Gefühl der Einsamkeit machte sie schwermüthig, weil sie sich den eigentlichen Grund davon nicht erklären konnte.

Nach und nach bemerkte sie jedoch, daß der Champi, welcher jetzt sein zehntes Jahr zurückgelegt hatte, ganz eben so wie sie zu denken anfing. Wenn ich von Denken spreche, so ist darunter zu verstehn, daß Magdalena ihn nach der Art seines Handelns beurtheilte, denn der arme Knabe zeigte sich in der Gabe, seinen Gedanken Ausdruck zu geben, noch eben so ungeschickt wie früher. Wenn man sich mit ihm in ein Gespräch einlassen wollte, verlor er alsbald den Faden; er wußte über nichts zu reden. Wenn es aber galt, irgend jemand einen Dienst zu erweisen, da war der Champi immer bei der Hand. Besonders wenn Magdalena einen Auftrag für ihn hatte, lief er schon fort, ihn auszurichten, ehe er noch ausgesprochen war. Wenn man seine Miene dabei beobachtete, so hätte man glauben sollen, daß er kaum im Stande sei, das zu verstehn, wovon die Rede war, doch richtete er die erhaltenen Aufträge so schnell und gut aus, daß Magdalena oft im Stillen darüber ganz verwundert war.

Eines Tages, als er den kleinen Johannes auf seinen Armen hielt, und sich, um dem Kind Vergnügen zu machen, von ihm an den Haaren ziehen ließ, nahm Magdalena ihm halb unwillig den Knaben ab und sagte wie unwillkürlich:

Hüte dich, Franz, dir nicht gar zu viel von Anderen gefallen zu lassen, du weißt noch nicht, wie weit sie's treiben. Wie aber erstaunte sie, als sie den Knaben antworten hörte: Ich will lieber Unrecht leiden als Unrecht thun.

Verwundert blickte Magdalena zu ihm auf: es war ein Etwas in den Augen dieses Kindes, das sie vorher noch nie gesehen, so etwas Gutes und zugleich Bestimmtes, was ihre Seele fast betäubte und verwirrte. Sie setzte sich mit ihrem Kleinen und ließ den Champi neben sich niedersetzen, doch wagte sie es nicht, mit ihm zu reden, denn es beschlich sie ein Gefühl von Scham und Reue, daß sie so manches Mal den Knaben wegen seiner Einfalt verspottet hatte. Sie hatte dies zwar stets mit Sanftmuth gethan, und vielleicht hatte sogar ein Gefühl des Mitleids mit seiner vermeintlichen Einfalt sie zu einer nur um so größeren Liebe zu ihm aufgefordert; in diesem Augenblicke aber war es ihr, als habe er immer ihren Spott verstanden und sich dadurch verletzt gefühlt, ohne seinem Gefühl Worte geben zu können.

Bald indessen verwischten Ereignisse, welche ihrem häuslichen Frieden für immer den Untergang drohten, diese kleine Begebenheit. Ihr Mann behandelte sie um einer leichtfertigen Dirne willen, deren Bekanntschaft er gemacht und mit welcher er in nähere Beziehungen getreten, mit Verachtung und Geringschätzung und gebot ihr auf das Strengste, dem Champi sowohl wie der Sabelle die Thüre zu weisen. Nun mußte Magdalena darauf denken, ihre Wohlthaten in noch größeres Geheimniß zu hüllen wie bisher; sie sagte daher zur Sabelle, sie möge sich nicht wundern, wenn sie eine Zeit lang thue, als habe sie ihre beiden Pflegebefohlenen ganz vergessen.

Die Sabelle aber, die eine große Furcht vor dem Müller hatte und nicht wie Magdalena die Frau war, sich aus Liebe zu dem Nächsten alles gefallen zu lassen, sah die Sache aus einem anderen Gesichtspunkt an. Sie überlegte sich, daß eigentlich doch

der Müller Herr im Hause sei, der ihren Miethzins steigern oder sie gar vor die Thüre setzen könne, wenn er wollte. Sie glaubte also, wie die Sachen jetzt stünden, daß es vortheilhafter für sie sei, es mit der alten, anstatt mit der jungen Müllerin zu halten. Sie suchte die alte Frau Blanchet auf und versicherte ihr, daß sie aus purem Mitleid für den armen Champi, den sie nicht allein ernähren könne, die Wohlthaten ihrer Schwiegertochter angenommen habe. Die Alte, die den Champi haßte, weil Magdalena ihm gewogen war, rieth nun der Sabelle, sich seiner zu entledigen, und versprach ihr dafür, ihren Sohn dazu zu vermögen, ihr Kredit für einen halbjährigen Miethzins zu bewilligen. Es war gerade wieder der Tag nach Martini, die Sabelle hatte kein Geld, weil das Jahr schlecht gewesen, Magdalena aber seit einiger Zeit so scharf bewacht wurde, daß es ihr unmöglich war, ihr welches zu geben. Die Sabelle faßte also den unwiderruflichen Entschluß, dem Rath der alten Blanchet Gehör zu geben und am nächsten Tag ihren Champi der Armenanstalt wieder zurück zu geben.

Kaum aber hatte sie diesen, ihren unwiderruflichen Entschluß ausgesprochen, als sie ihn auch schon wieder bereute, und als sie den armen Champi so ahnungslos und friedlich auf seinem armseligen Lager schlummern sah, da wurde es ihr bang und ängstlich zu Muthe; es war ihr, als ob sie im Begriff stände, eine Todsünde zu begehen. Sie legte sich zu Bett, schlief aber wenig, und schon in aller Frühe kam die alte Müllerin, welche sie weckte mit den Worten:

— Hurtig, steht auf, Sabelle, sputet euch! Ihr wißt doch, was ihr mir gestern noch versprochen habt! Jetzt haltet euer Wort und bringt den Champi mir in's Armenhaus, ehe meine Schwiegertochter euch wieder andern Sinns macht. Bedenkt, daß ihr nicht allein in eurem, nein, auch in seinem eigenen Interesse handelt, wenn ihr den Burschen fortschafft. Mein Sohn kann ihn nicht leiden, weil er so dumm und so gefräßig ist. Meine Schwiegertochter hat ihn verwöhnt, sie hat ihm das Naschen angewöhnt, und ich bin fest davon überzeugt, daß er schon jetzt ein Dieb ist, denn die Champis sind alle sammt und sonders schon von Geburt an Spitzbuben. Das liegt einmal so in der Art, und der ist von

vorn herein betrogen, der sich auf solche Menschen verläßt. Wartet's nur ab, der Bengel wird's noch dahin bringen, daß man seinetwegen euch die Thüre weist. Er bringt euch in schlechten Ruf, und wenn mein Sohn dann euretwegen seine Frau schlägt, seid ihr schuld daran. Ich sag euch, macht, daß ihr ihn los werdet, laßt ihn nicht erst unter euren Augen heranwachsen und stark und groß werden, denn er wird jedenfalls ein Straßenräuber, der euch Schande macht. Geschwind jetzt, macht euch mit ihm auf den Weg nach Carlay; um acht Uhr fährt von dort die Postkutsche nach Chateauroux; spätestens um Mittag seid ihr dort, und könnt den Abend schon wieder zurück sein. Hier habt ihr zehn Franken, für das Geld könnt ihr reisen und euch noch obendrein in Carlay was zu essen kaufen.

Die Sabelle weckte nun den Knaben, zog ihm die besten Kleider an und machte von den andern ein Paket, nahm ihn dann bei der Hand und schlug mit ihm den Wiesenpfad ein, welcher auf den Weg nach Carlay führte.

Allein je näher sie dem Ziele kamen, desto beklommener wurde es ihr in der Brust, sie konnte kaum noch vorwärts schreiten, der Athem fehlte ihr, sie sprach kein Wort; und als sie endlich die Landstraße erreicht hatten, setzte sie sich mehr todt als lebendig auf den Rand des Grabens nieder. Man konnte schon die Diligence in der Ferne sehen, und es war die höchste Zeit, daß sie gekommen waren.

Der Champi quälte sich nie mit Sorgen, er war auch heute ahnungslos seiner Pflegemutter gefolgt, doch als er zum allerersten Mal in seinem Leben einen so großen Wagen sah, erschreckte ihn das Geräusch der Räder, und er zog unwillkürlich die Sabelle nach dem Wiesenpfad zurück, auf welchem sie gekommen waren. Die Sabelle sah darin eine Vorahnung seines Geschicks und sagte zu ihm:

— Komm, komm, mein armer Champi, es muß ja sein.

Diese Worte machten einen noch erschreckenderen Eindruck auf das Gemüth des Knaben. Er glaubte, der große Wagen sei ein Ungeheuer, das ihn verschlingen würde. Er, welcher in Gefahren, die er kannte, stets so viel Muth bewies, verlor den Kopf,

und flüchtete laut schreiend nach dem Wiesengrund. Die Sabelle folgte ihm, doch er war marmorbleich geworden, und Todesangst malte sich in seinen Zügen. Da verlor auch sie den Muth und ließ den Postwagen vorüber fahren.

III.

Sie traten nun den Rückweg wieder an, doch als sie den Mühlenpfad erreicht hatten, waren sie so müde, daß sie einen Augenblick ausruhen mußten. Das Aussehen des Knaben, der am ganzen Leibe zitterte, und dessen Herz so mächtig arbeitete, daß man es unter seinem Hemde schlagen sah, beunruhigte die Sabelle. Sie ließ ihn neben sich niedersitzen und suchte ihm Muth einzureden. Doch wußte sie selbst nicht recht, was sie ihm sagen sollte, und er war außer Stande, den Sinn ihrer abgerissenen Trostworte zu fassen. Sie nahm darauf ein Stück Brod aus ihrem Korb und bot es ihm an, aber der Knabe hatte keine Lust zum Essen; und so saßen Beide eine lange Weile neben einander, ohne ein Wort zu reden.

Die Sabelle aber schämte sich nun ihrer Schwäche, denn sie überlegte, daß sie verloren sei, wenn sie sich mit dem Knaben wieder in der Mühle blicken ließ. Gegen Mittag kam noch ein anderer Postwagen vorüber; sie beschloß also, so lange hier auszuruhen, bis es Zeit sein würde, sich von neuem auf der Landstraße einzufinden. Da aber der Champi von der soeben ausgestandenen Angst so eingeschüchtert war, daß man für sein bischen Verstand fürchten mußte, und er sich zum ersten Mal in seinem Leben zu widersetzen wagte, suchte ihn die Sabelle durch die Beschreibung der lustigen Schellen der Pferde, der lebhaften Bewegung der Wagenräder und der großen Schnelligkeit, mit welcher der mächtige Wagen dahinrollte, ein wenig vertraut mit dem entsetzlichen Ungeheuer zu machen, welches soeben noch seine kindliche Phantasie so sehr erschreckt hatte.

Aber während sie sich bemühte, ihm Vertrauen einzuflößen, sagte sie mehr, als sie eigentlich sagen wollte. Vielleicht erwachte bei ihr gegen ihren Willen die Reue, oder Franz mochte auch wohl einige Worte gehört haben, welche die alte Müllerin am Morgen gesagt hatte, und die ihm jetzt wieder in das Gedächtniß kamen, oder vielleicht fiel es ihm auch plötzlich wie Schuppen von den Augen, und ein Lichtstrahl klärte auf einmal seine arme Seele über das ihm bevorstehende Schicksal auf: kurz, er sah auf einmal die Sabelle mit denselben Blicken an, welche schon früher Magdalena so sehr in Erstaunen und Verwirrung gesetzt hatten, und sagte: Mutter, du willst mich fortschicken, ich soll weit weg von hier gehen, und du willst mich dann verlassen!

Dann erinnerte er sich auch des Wortes Armenhaus, das mehr als einmal in seiner Gegenwart ausgesprochen wurde, und wenn er auch nur eine unklare Vorstellung davon hatte, so fürchtete er sich doch fast noch mehr davor, als vor dem großen Wagen, und zitternd rief er aus: Du willst mich in das Armenhaus bringen!

Die Sabelle war schon zu weit gegangen, um wieder einlenken zu können. Sie hielt den Knaben für unterrichteter über das Schicksal, welches ihm bevorstand, als dieses in der That der Fall war, und ohne zu bedenken, daß es klüger wäre, ihn durch eine List zu täuschen, sagte sie ihm nun die ganze Wahrheit und bemühte sich, ihn zu überreden, daß er es dort besser habe als bei ihr, daß im Armenhaus die Kinder sehr gut zu essen und zu trinken bekämen und auch etwas lernten, um sich künftig ihr Brod verdienen zu können, daß man ihm dort wahrscheinlich eine andere Mutter geben werde, die ihn auch sehr lieb haben würde, und die nicht so arm wäre, wie sie, und also besser für ihn sorgen könne.

Doch was ihn trösten sollte, machte den armen Champi nur noch trostloser; die Unbekanntschaft dessen, was ihm bevorstand, flößte ihm viel mehr Furcht und Widerwillen ein, als alles, was ihm die Sabelle sagte, um ihm den Aufenthalt bei ihr zu verleiden. Er liebte diese undankbare Mutter, er liebte sie mit aller Kraft der Seele, sie, die mehr ihre eigenen Interessen als sein

Wohl im Auge hatte. Und er liebte noch Jemand außer ihr, und beinahe eben so wie die Sabelle, und das war Magdalena; allein er war sich dieser Liebe weniger bewußt und sprach niemals davon. Er stürzte schluchzend zur Erde, riß das Gras aus und bedeckte sich damit sein Gesicht wie ein Verzweifelnder. Als die Sabelle ihn in diesem Zustande sah, wurde sie sehr ängstlich und unwillig darüber; sie wollte ihn mit Gewalt in die Höhe zerren, da aber schlug er so gewaltig seinen Kopf gegen die Steine, daß das Blut sein ganzes Gesicht überströmte, und sie ernstlich fürchtete, er würde sich tödten.

Der liebe Gott wollte aber, daß gerade in diesem Augenblick Magdalena Blanchet vorüber ging. Sie wußte nichts von dem, was die Sabelle mit dem Knaben vorhatte. Sie kam eben von Presles zurück, wo sie Wollengarn hingetragen hatte, das Jemand dort bei ihr bestellt hatte, weil sie wegen ihres besonders feinen Gespinnstes berühmt war. Sie hatte den Lohn dafür eingenommen und kehrte mit dreißig Franken in der Tasche nach Hause zurück. Sie war gerade im Begriff, eines jener schmalen, nur lose über den Bach gelegten Breter zu überschreiten, als sie ein lautes Jammergeschrei hörte und sogleich die Stimme des Champi erkannte. Sie lenkte ihre Schritte nach jener Seite hin und fand hier das Kind mit ganz zerschlagenem Kopf und blutigem Gesicht, wie er sich in den Armen der Sabelle wand. Sie war zuerst ganz starr vor Schrecken, denn sie glaubte nicht anders, als die Sabelle habe den Knaben ganz unbarmherzig geschlagen und wolle sich nun seiner entledigen. Und dieser Verdacht ward durch den Champi noch bestärkt, der, als er ihrer ansichtig wurde, zu ihren Füßen stürzte, ihre Knie umklammerte und mit herzzerreißenden Jammertönen ausrief: Madam Blanchet, o Madam Blanchet, rettet mich!

Die Sabelle aber war ein großes, starkknochiges Weib und Magdalena klein und schmächtig wie ein Kind. Dennoch faßte sie sich ein Herz und stellte sich vor den Champi hin, fest entschlossen, ihn mit ihrem Leben, wenn es sein müsse, zu vertheidigen, denn sie war fest der Meinung, die Sabelle wolle in einem Anfall von Tollwuth das Kind ermorden.

Bald indessen klärte sich alles auf, denn die Sabelle, welche viel bekümmerter als zornig war, erzählte nun in Kürze der Wahrheit gemäß den ganzen Sachverhalt. Diesmal hörte Franz mit etwas mehr Fassung zu und bekam endlich eine klare Anschauung von seiner Lage; und diesmal benutzte er das, was er gehört hatte, mit mehr Verstand, als man ihm zugetraut hätte. Als die Sabelle mit der Auseinanderlegung ihrer Gründe fertig war, umfaßte er von neuem die Knie Magdalenens und sagte: O schickt mich nicht fort! leidet es nicht, daß sie mich fortschickt! — Und von der Sabelle, welche weinte, ging er zu der Müllerin, die noch heftiger weinte, und bat und flehte und fand so innig rührende Worte von so überzeugender Beredsamkeit, wie sie noch nie über seine Lippen gekommen waren:

O Mutter, o meine geliebte Mutter! sagte er zu der Sabelle, warum willst du mich verlassen? Ach, soll ich denn vor Kummer sterben, wenn ich dich nimmer sehe? Ach, was hab' ich dir gethan, daß du mich nicht mehr lieb hast? War ich nicht immer folgsam, that ich nicht stets, was du mir sagtest? Hab' ich denn jemals etwas Unrechtes gethan? Unser Vieh hab' ich immer gut gehütet, das hast du selbst gesagt; und wenn ich Abends schlafen ging, sagtest du oftmals, ich wäre dein guter Sohn, und niemals, nie hast du gesagt, daß du nicht meine Mutter bist! O stoße mich nicht von dir, Mutter, stoße mich nicht von dir! Sieh, ich bitte dich darum auf meinen Knien, wie man den lieben Gott bittet! Ich will dir ja auch immer beistehn, ich will für dich arbeiten, und wenn du nicht zufrieden bist, dann schlage mich, ich will ja alles gern ertragen, nur schicke mich nicht fort, warte wenigstens so lange, bis ich etwas Böses gethan habe!

Dann wandte er sich an Magdalena: O habet Mitleid mit mir, Madam Blanchet, sagt meiner Mutter, daß sie mich behalten soll; ich will auch nie mehr zu euch kommen, wenn ich es nicht soll, und wenn ihr mir was geben wollt, werde ich's nicht mehr nehmen. Ja, ich will es dem Herrn Blanchet sagen, er soll mich lieber schlagen, nur euch nicht schelten um meinetwillen. Und wenn ihr in's Feld geht, Frau Müllerin, da gehe ich mit und nehme euch den Kleinen ab, und unterhalte ihn und spiele den ganzen

Tag mit ihm. Ich thue für euch alles, was ihr wollt, und wenn ich's nicht thue, sollt ihr den Champi nicht mehr lieb haben. Aber leidet's nicht, o leidet's nicht, daß sie mich fort schickt, ich will, ich kann nicht fort, eher stürze ich mich unter's Mühlenrad!

Und der arme Franz trat so nah an den Fluß heran, daß man wohl sah, sein Leben hing an einem Faden, und daß nur ein einziges verweigerndes Wort von den Lippen seiner Pflegemutter genügt hätte, um seine Drohung wahr zu machen. Magdalena trat nun für den Champi ein, und die Sabelle ließ sich gerne überreden; freilich waren sie nun in der Nähe der Mühle, und darum war ihr anders zu Muth, als da sie an der Landstraße saßen.

— Geh, böser Champi, sagte die Sabelle, du wirst Schuld dran sein, wenn sie mich morgen aus dem Hause jagen, und ich betteln gehen muß! das hat man davon, wenn man sich ein Kind auf den Hals läd't, das Einem nicht einmal das Brod einbringt, das es verzehrt.

— Genug, genug, Sabelle, sagte Magdalena und machte Anstalt, den Champi von der Erde aufzunehmen, um ihn fort zu tragen. Hier habt ihr dreißig Franken, zahlt davon eure Miethe und geht wo anders hin, wenn man euch hier bei uns nicht dulden will. Das Geld ist mein Verdienst, ihr könnt es ohne Anstand nehmen; natürlich werden sie mich darnach fragen, allein es gilt mir gleich, meinetwegen können sie mich darum todt schlagen, doch das Kind hier ist mein, ich kaufe es euch ab, ich nehm' es unter meinen Schutz, ihr habt nun keinen Theil mehr an dem Champi. Ihr verdient es gar nicht, daß ihr ein so gutes Kind habt, das mit solcher Liebe an euch hängt. Ich will von jetzt an seine Mutter sein, und man wird's dulden müssen, daß ich's bin. Ach, für ein Kind kann man ja alles dulden, ich ließe mich für meinen Johannes in Stücke reißen, und für ihn, den Champi, würde ich das Gleiche thun. Komm, komm, du armer Bube! Du bist jetzt kein Champi mehr, hörst du es, Franz? Du hast jetzt eine Mutter, eine Mutter, die du lieben kannst nach Herzenslust, und die dich eben so von ganzer Seele lieben wird.

Magdalena sagte diese Worte, ohne es selbst recht zu wissen. Sonst gewöhnlich die Ruhe selber, war sie in diesem Augenblick

außer sich; ihre liebevolle Seele empörte sich, sie war in Wahrheit aufgebracht gegen die Sabelle.

Franz umschlang mit seinen beiden Armen ihren Nacken und drückte sie so gewaltig an sein Herz, daß ihr darob der Athem fast verging, und ihr Tuch sowohl als ihre Haube von dem Blut besudelt wurden, das aus seinen Wunden am Kopfe träufelte.

Das Alles machte einen tiefen, mächtigen Eindruck auf Magdalena, sie fühlte Angst, Mitleid, Kummer und Entschlossenheit zugleich, und mit dem Muth eines Soldaten, der in's Treffen geht, schritt sie der Mühle zu. Und ohne zu bedenken, daß ihr der Knabe zu schwer war, da sie schon ihren kleinen Johannes nur mit Anstrengung trug, ging sie mit ihrer Bürde in den Armen über den schmalen Brückensteg, der unter ihren Füßen schwankte. Sie hatte aber kaum die Mitte erreicht, als sie plötzlich stehn blieb; der Knabe wurde ihr so schwer, daß ihre Knie bebten, und helle Schweißtropfen auf ihre Stirne traten; sie fühlte sich einer Ohnmacht nahe.

Da fiel ihr plötzlich eine schöne und wunderbare Geschichte ein, die sie gestern Abend in einem alten Buch, welches das Leben der Heiligen schildert, gelesen hatte. Es war die Geschichte vom heiligen Christoph, welcher das Jesuskind über den Fluß trug und dem seine heilige Bürde mit einem Mal so schwer wurde, daß er stehn bleiben mußte. Sie bog ihren Kopf rückwärts und schaute nach dem Knaben. Seine Augen waren verdreht und gläsern, die Arme hingen schlaff um ihren Nacken. War es der heftige Kummer, oder der erlittene Blutverlust, welcher dem armen Kinde die Besinnung raubte: es war ohnmächtig geworden.

IV.

Als die Sabelle ihren armen Champi in diesem Zustand sah, glaubte sie, er sei todt, und nun vergaß sie den Müller und seine alte

böse Mutter und dachte nur an ihr Kind. Laut schluchzend nahm sie es der Magdalena von den Armen und ging mit ihm an den Bach, wo Beide ihm die Wunden wuschen und verbanden; doch hatten sie kein Mittel, seine Lebensgeister wieder zu erwecken. Magdalena drückte seinen Kopf an ihre Brust, um ihn zu erwärmen, und blies ihm ihren warmen Lebensathem ein, wie man es mit den Ertrunkenen macht. Das brachte ihn wieder zu sich. Und als er aus seiner Erstarrung erwachte und sah, wie liebevoll sich beide Frauen um ihn beschäftigten, da umarmte er sie nacheinander mit solcher Innigkeit, daß sie ihm wehren mußten, weil sie fürchteten, er möge von neuem ohnmächtig werden.

— Komm, komm, sei ruhig, ruhig doch, mein armer Champi, sagte die Sabelle, wir müssen jetzt nach Hause gehen. Nein, das ist sicher und gewiß: ich werde mich nie und nimmer von diesem Kinde trennen. Hört, Magdalena: ich behalte euer Geld, und wenn heut Abend euer Mann durchaus darauf besteht, daß ich den Miethzins zahle, zahl' ich ihn davon; nur dürft ihr nichts verrathen. Ich gehe Morgen zu der Frau nach Presles und ersuche sie, daß sie im Nothfall sage, sie habe euch das Garn noch nicht bezahlt, damit ihr keinen Aerger habt. Auf diese Art gewinnen wir Zeit, ich werde dann schon mein Möglichstes thun, so viel zusammen zu verdienen, daß ich euch meine Schuld bezahlen kann; verlaßt euch drauf, und sollt' ich's an den Thüren betteln, ich geb' euch euer Geld bis auf den letzten Pfennig wieder. Den Knaben aber könnt ihr nicht mit in die Mühle nehmen, denn euer Mann würde ihn umbringen. Ich gebe euch mein heiliges Wort, daß ich wie immer für ihn sorgen werde; und wenn die Alte wieder anfängt, uns zu quälen, dann werden wir schon Rath schaffen.

Das Schicksal wollte, daß die Zurückkunft des Champi unbemerkt blieb, denn die alte Müllerin hatte inzwischen einen Blutsturz bekommen und lag schwer krank darnieder, ehe sie noch ihren Sohn von den Begebenheiten bei der Sabelle unterrichten konnte. Blanchet hatte aber nun nichts Eiligeres zu thun, als diese rufen zu lassen, um die Wirthschaft zu führen, da seine Frau und die Magd am Bett der Kranken vollauf zu thun hatten. Drei Tage hinter einander ging alles drunter und drüber in der Mühle.

Magdalena schonte sich nicht, sie verließ keine Minute das Krankenbett, und in ihren Armen gab die alte Müllerin den Geist auf.

Dieser Schicksalsschlag machte den böswilligen Quälereien des Müllers für einige Zeit ein Ende, denn er liebte seine Mutter, soviel er überhaupt lieben konnte, und suchte eine Ehre darin, sie so anständig bestatten zu lassen, als es seine Mittel zuließen. Er vergaß während dieser Zeit seine Geliebte und spielte sogar den Großmüthigen, indem er die Nachbarinnen mit den nachgelassenen Kleidungsstücken seiner Mutter beschenkte. Auch die Sabelle erhielt ihren Antheil, und sogar dem Champi schenkte er einen Frank, weil es ihm gelungen war, in einem Augenblick der Krisis, wo es schleunige Hülfe galt, Blutegel aus dem Teich zu fischen, während alle Anderen sich vergeblich darum bemüht hatten.

So hatte Blanchet seinen Groll gegen die Sabelle und den Champi fast vergessen, und kein Mensch wußte, daß dieser in das Armenhaus zurückgebracht werden sollte. Die Sache mit den dreißig Franken kam später zur Sprache, denn der Müller hatte nicht vergessen, sich den Miethzins für seine erbärmliche Baracke von der Sabelle einzufordern. Magdalena aber gab vor, sie habe in der Eile und Verwirrung, als sie zu ihrer kranken Schwiegermutter gerufen wurde, das Geld auf der Wiese verloren. Ihr Mann suchte es lange dort und schalt sehr darum, doch hatte er nicht in Erfahrung bringen können, wozu das Geld verwendet worden war, und kein Verdacht fiel auf die Sabelle.

Nach dem Tode seiner Mutter ging eine entschiedene Veränderung in dem Charakter Blanchets vor. Er langweilte sich noch mehr als sonst zu Hause. Er kümmerte sich weniger als zuvor um die häuslichen Angelegenheiten und unterzog daher die Einnahmen und Ausgaben auch keiner so strengen Kontrolle mehr. Nichts desto weniger blieb das Geld seine Leidenschaft, nur war er im Lauf der Zeit etwas beleibt geworden, und die lüderliche Lebensweise, welche ihm schon zur Gewohnheit geworden war, machte ihm nach und nach die Arbeit lästig und verhaßt. Er suchte sich daher durch kleine Handelsgeschäfte, bei welchen es nicht immer

ganz ehrlich zuging, einen leichteren Erwerb auf, und hätte sich nicht schlecht dabei befunden, wenn er nicht das, was er auf der einen Seite erworben, auf der anderen wieder durchgebracht hätte. Seine Konkubine gewann täglich eine größere Herrschaft über ihn. Sie zog ihn mit sich auf den Jahrmärkten umher, wo er sich in den Wirthshäusern mit allerhand unsauberen Dingen befaßte. Auch spielte er, und zu seinem Schaden nicht selten glücklich. Wenn er immer verloren hätte, so wäre diese schlechte Angewohnheit nicht von langer Dauer gewesen; so aber brachten ihn die beständigen Aufregungen und Unregelmäßigkeiten aus allem Gleichgewicht, und wenn er das Unglück hatte, zu verlieren, wurde er sehr aufgebracht und wüthete dann gegen sich selbst und alle, welche ihm zu nahe kamen.

Während sich Blanchet dieser lüderlichen Lebensweise ergab, hütete sein braves Weib das Haus und erzog mit zärtlicher Liebe ihren einzigen Sohn; sie hatte aber noch ein anderes Kind, und das war der Champi, zu welchem sie eine große Zuneigung gefaßt hatte, und für dessen Wohl sie mit eben so großer Liebe und Aufopferung wie für das Wohl ihres eigenen Sohnes besorgt war. In dem Maße aber, als die unordentliche Lebensweise ihres Mannes zunahm, nahm auch ihre Dienstbarkeit und Abhängigkeit von demselben ab, und sie fühlte sich deshalb weniger unglücklich. In der ersten Zeit seines ausschweifenden Lebens zeigte sich Blanchet noch oft sehr hart und rauh gegen seine Frau, denn er fürchtete ihre Vorwürfe und wollte sie durch dieses sein Benehmen einschüchtern und im Respekt halten. Doch als er sah, daß sie sich mit Gleichmuth und Ergebung in alles fand und keine Eifersucht zeigte, ließ er sie in Ruhe. Auch war seine Mutter nun nicht mehr da, um ihn aufzuhetzen, und zu allerletzt mußte er doch auch einsehen, daß es keine friedliebendere, einfachere Frau mit noch geringeren Ansprüchen an das Leben gab als Magdalena. Er blieb oft Wochen lang vom Hause entfernt, und wenn er dann mürrisch und übelgelaunt nach Hause kam und gute Lust zum Zanken hatte, setzte ihm Magdalena so viel Sanftmuth entgegen, daß sein Zorn gar bald entwaffnet wurde, worüber er sich zuerst wunderte und sodann einschlief. Zuletzt vergaß er beinah ganz nach Haus zu kom-

men, und nur, um sich von den Strapazen seines wilden Lebens zu erholen, suchte er noch zuweilen die heimathliche Mühle auf.

Magdalena mußte wahrlich eine sehr gute Christin sein, um so mit ihren beiden Kindern und einer alten Jungfer als einziger Gesellschaft leben zu können. Sie war zufrieden, daß Gott ihr die Gnade geschenkt hatte, sie im Lesen unterweisen zu lassen, und daß sie, was sie las, verstehen konnte. Ihr ganzer Büchervorrath bestand indessen nur in zwei Büchern, das war die Bibel und ein Auszug aus dem Leben der Heiligen. Das heilige Evangelium stärkte und erbaute sie, und oft mußte sie vor Rührung weinen, wenn sie des Abends am Bette ihres Kindes darin las. Das Leben der Heiligen machte hingegen einen andern Eindruck auf ihr Gemüth; man könnte denselben am besten mit dem Vergnügen veranschaulichen, welches Leute empfinden, die sonst nicht zu lesen pflegen und zufällig ein Märchenbuch in die Hand bekommen, an dessen bunten Lügen sie sich ergötzen. Diese schönen Erzählungen flößten ihr Muth ein und erfüllten ihre Seele oft sogar mit einer gewissen Heiterkeit. Manchmal beobachtete der Champi auf dem Felde, wie sie plötzlich roth wurde und lächelte, wenn sie in diesem Buche las. Er wunderte sich und suchte es zu begreifen, wie alle diese Geschichten, welche sie ihm mit einigen Abänderungen, um sie ihm besser verständlich zu machen (vielleicht auch, weil sie sie selbst nicht ganz verstanden hatte), erzählte, aus dem Ding da kommen konnten, das sie „ihr Buch“ nannte.

So überraschte ihn die Lust, das Lesen selbst zu lernen, und er lernte es so rasch und gut, daß Magdalena ganz verwundert und erstaunt darüber war und sich von Herzen darüber freute, wie ihr gelehriger Schüler nun schon selber bei ihrem kleinen Sohn den Lehrmeister machen konnte. Als Franz zum Abendmahl gegangen war und also das Alter erreicht hatte, wo er einen Dienst annehmen konnte, war es der Sabelle sehr erwünscht, daß sich in der Mühle als Knecht ein Plätzchen für ihn fand. Der Müller hatte nichts dagegen einzuwenden, denn es war nunmehr ausgemacht, daß der Champi ein kreuzbraver Bursche war, und daß es in der ganzen Gegend keinen fleißigeren, diensteifrigeren, kräftigeren und tüchtigeren Arbeiter als den Franz gab, der sich noch oben-

drein mit nur sechs Thaler Lohn begnügte und also ein reiner Gewinn für die Wirthschaft war. Der Franz aber war nicht wenig glücklich, daß er nun gewissermaßen ein Mitglied der Familie war und alle seine Kräfte Magdalenen und dem geliebten kleinen Johannes widmen konnte. Außerdem war es ihm nun möglich, mit dem Lohn, den er verdiente, seine Ziehmutter zu unterstützen, und sie aus ihrer größten Verlegenheit, der regelmäßigen Bezahlung ihres Miethzinses, zu befreien. Wer war deshalb froher als unser Franz? Er fühlte sich reich wie ein König!

Leider konnte die arme Sabelle nicht allzulang die Früchte ihrer verbesserten Lage genießen. Im Herbst wurde sie krank, und ungeachtet aller Pflege, welche ihr mit liebevollster Aufopferung der Champi und Magdalena angedeihen ließen, starb sie am Lichtmeßtag, nachdem alle schon große Hoffnung für ihre Wiedergenesung genährt hatten. Magdalena weinte um sie; dann aber suchte sie den Champi zu trösten, der ohne sie vor Gram gestorben wäre.

Noch ein Jahr nach diesem traurigen Ereigniß dachte Franz an jedem Tage, ja in jedem Augenblick an sie, und einmal sagte er zu Magdalenen: Immer, wenn ich für die arme Seele meiner Mutter bete, fühle ich Gewissensbisse, daß ich sie nicht genug geliebt habe. Ich weiß zwar, daß ich mir alle Mühe gab, sie stets zufrieden zu stellen, daß ich ihr nie ein unfreundliches Wort sagte, daß ich ihr diente mit demselben Eifer, wie ich euch jetzt diene, und dennoch — von dem Tage an, wo meine arme Mutter mich in's Armenhaus bringen wollte, und ihr euch dann für mich in's Mittel legtet, o von dem Tage an ging mein Unrecht an, wofür ich Gott aus tiefster Seele um Verzeihung bitte, ja ich will's euch nur gestehn, Frau Magdalena: seit dem Tag hab' ich meine Mutter nicht mehr so geliebt als sonst. Ich zürnte ihr zwar nicht, nein, nein, gewiß nicht, ich erlaubte mir nicht einmal zu denken, daß sie nicht recht an mir gehandelt habe, war sie doch in ihrem Rechte; und dann: sie hatte Furcht vor eurer Schwiegermutter, welche mich nicht leiden konnte, und der zu Gefallen wollte sie mich aus dem Wege schaffen; ich habe mich genugsam überzeugt, wie schwer es ihr geworden ist zu thun, was die alte Frau von ihr be-

gehrte, ich sah ja wohl, daß sie mich liebte: aber — ich weiß nicht, wie es kam, daß sich seitdem mein Herz geändert — seitdem ihr so gute Worte für mich einlegtet, die ich nie, o nie vergessen werde, seitdem, Frau Magdalena, liebte ich euch mehr, und dachte, Gott verzeih mir, mehr an euch als an die arme Mutter! — Nun ist sie todt und ich bin nicht vor Kummer gestorben, was doch sicherlich geschehen wäre, wenn ich euch statt der Sabelle verloren hätte.

— Was hab' ich denn an jenem Tage gesagt, mein lieber Sohn, daß meine Worte mir dein ganzes Herz gewannen? Ich kann mich gar nicht mehr darauf besinnen. —

— Ihr habt sie vergessen? sagte der Champi und setzte sich zu Magdalenens Füßen, die am Spinnrad saß: aber ich, ich habe sie behalten. Ihr gabet meiner Mutter Geld und sagtet: Ich kaufe euch das Kind ab, jetzt gehört es mir! und darauf nahmt ihr mich in eure Arme und drücktet mich an euer Herz und sagtet: Franz, du hast jetzt eine Mutter, die du lieben kannst nach Herzenslust, und die dich dafür wieder lieben wird von ganzer Seele, und jetzt bist du kein Champi mehr! Habt ihr nicht so gesprochen, Madam Blanchet?

— Es ist möglich: ich redete, wie mir's um's Herz war, und denke heut noch eben so wie damals. Oder findest du vielleicht, daß ich nicht Wort gehalten habe?

— Ja, ihr habt Wort gehalten, Frau Magdalena, aber —

— Was?

— Ach, ich kann's nicht sagen, denn es ist undankbar und schlecht, sich zu beklagen. —

— Nein, ich weiß: du bist nicht undankbar, drum rede frei, mein Franz, ich will es; du bist mein Sohn, und deshalb verlange ich von dir denselben Gehorsam, wie ich ihn von Johannes fordere.

— Nun gut, ich will's euch sagen. Seht, Frau Blanchet, es thut mir im Herzen weh, wenn ich sehe, wie oft ihr dem Johannes einen Kuß gebt, und mich — mich habt ihr noch nicht ein einziges Mal geküßt. Ich bin doch immer rein gewaschen und gekämmt, denn ich weiß, ihr könnt nicht leiden, wenn Einer unordentlich und schmuzig aussieht; ihr putzt, und kämmt und wascht euren Johannes ja den ganzen Tag. Aber trotzdem, und

wenn ich auch noch so rein und blank aussehe, bekomme ich doch keinen Kuß von euch, und gerade so wie ihr machte es auch die Sabelle. Ich sehe aber doch, daß andere Mütter ihre Kinder mit Zärtlichkeit behandeln, und daran merk' ich, daß ich noch immer, so wie sonst, der Champi bin, weil ihr es selber nicht vergessen könnt.

— So komm, mein guter Franz, da hast du einen Kuß, sagte die Müllerin, indem sie ihn auf ihren Schooß zog und ihm einen herzlichen Kuß auf die Stirne gab. Ich sehe es ein, es war unrecht von mir, daran nicht zu denken, nun aber habe ich meinen Fehler wieder gut gemacht, und dir einen recht herzhaften Kuß gegeben, gelt? und nun denkst du nicht mehr, daß du ein Champi bist?

Der Knabe umfaßte mit beiden Armen ihren Hals und ward dabei so todtenbleich, daß Magdalena erschrak und den Ungestümen sanft von sich abwehrte. Da lief er fort wie Einer, der, von Furcht ergriffen, sich zu verbergen sucht. Das beunruhigte die Müllerin, sie ging ihm nach und fand ihn in einem Winkel der Scheune auf den Knien, ganz aufgelöst in Thränen.

— Was ist dir, Franz? frug sie, ihn bei den Händen nehmend und emporziehend. Wenn du um deine Mutter weinst, sprich ein Gebet, es wird dich stärken.

— Nein, nein, sagte der Knabe, indem er eine Ecke von Magdalenens Schürze zwischen seinen Fingern drehte und dann inbrünstig küßte, nein, ich dachte nicht an sie, seid ihr nicht meine Mutter?

— Doch warum weinst du? Es bekümmert mich.

— Ich weine nicht, sagte der Champi und trocknete in Eile seine Thränen. Ich weine nicht, seht doch, ich bin ja lustig, sagte er unter Thränen lachend, mir ist das Herz so voll, so selig, als wäre ich im Himmel!

V.

Seit jener Zeit erhielt der Champi jeden Morgen und jeden Abend seinen Kuß auf die Stirne wie der kleine Johannes; nur

daß dieser um seiner großen Jugend willen noch etwas mehr gehätschelt wurde wie der Champi, der schon ein großer Junge war. Johannes war erst sieben, der Franz schon zwölf Jahre alt. Im Aeußeren waren die beiden Knaben fast mehr verschieden noch als an Jahren. Johannes war klein und schmächtig wie die Mutter, und ganz ihr Ebenbild, während Franz das Ansehn eines Jünglings von sechszehn Jahren hatte. So geschah es denn, daß, als Franz eines Morgens, wie gewöhnlich, die Müllerin begrüßte, und diese ihn dann küßte, gerade die Magd dazukam, die ganz verwundert drein schaute und zu Magdalena sagte:

— Nichts für ungut, Frau, mir scheint aber, der Bengel hier ist schon zu groß dazu, daß ihr ihn wie ein kleines Mädchen küßt.

— Meinst du? erwiederte die Müllerin. Ei, Katharina, weißt du denn, wie alt er ist?

— Ich weiß es wohl, es liegt auch gar nichts Böses drin, daß ihr ihn küßt, es kommt Einem nur so wunderlich vor, weil er ein Champi ist. Ich bin zwar nur eine Magd, aber ihr könntet mir vieles Geld bieten, ich würde doch keinen Champi küssen.

— Was du da redest, Katharina, ist schlecht, und noch schlechter, weil du es dem armen Jungen in's Gesicht sagst.

— O mag sie's immer sagen, und mögen es alle Anderen auch sagen, rief Franz mit flammenden Augen; was liegt mir an den Anderen, wenn ich nur für euch kein Champi bin!

— Nun sehe mir Einer an, wie der die Worte finden kann, sagte die Magd, das ist das erste Mal, daß ich ihn so viel auf einmal reden höre. Der Tausend, Franz! du kannst also wirklich drei Worte hinter einander herausbringen? das hätte ich nicht vermuthet, denn ich war der Meinung, du könntest kaum verstehen, was Einer sagt, und darum nahm ich auch in deinem Beisein kein Blatt vor den Mund. Na, sei nur ruhig, du bist ein guter Junge, Franz, und wenn ich mich darüber wundere, daß unsre Frau dich küßt, so kommt es daher, weil du schon so groß bist, und weil es gar so putzig aussieht, wenn so ein großer Laban zärtlich ist!

Und nachdem sie so in ihrer Weise die Sache wieder gut gemacht hatte, ging sie in die Küche, um ihre Suppe zu kochen, und dachte mit keinem Gedanken weiter an den Champi.

Dieser aber folgte Magdalenen an den Brunnen und redete mit ihr, wie er mit Niemand sonst zu reden im Stande war.

— Erinnert ihr euch noch, Frau Blanchet, sagte er, wie ihr mir einst auf dieser Stelle hier euer Halstuch gabt und mir von Stroh ein Lager machtet? Ach, 's ist schon lange her!

— Ja, mein Sohn, ich entsinne mich, es war am Tage, wo ich dich zum ersten Mal sah.

— Es war also das erste Mal? Ich wußte es nicht mehr, ich kann mich nicht besinnen, die Zeit entschwand mir wie ein Traum — wie lange ist's doch her?

— Warte doch — es sind sechs Jahre, ja, mein Johannes war damals vierzehn Monat alt.

— Ich war also noch jünger, als er jetzt ist. Glaubt ihr wohl, daß er, wenn er schon zum Abendmahl gegangen ist, auch noch weiß, was heute vorgeht?

— Ja, ja, ich werde es gewiß noch wissen! rief Johannes aus.

— Ei, das ist doch die Frage, meinte Franz. Was machtest du z. B. gestern um die Zeit?

— Gestern? wiederholte das Kind und sah ihn ganz verblüfft mit großen Augen an.

— Ich wette, Franz, du weißt es selber nicht, sagte neckend die Müllerin, die mit Vergnügen den Plaudereien der beiden Kinder zuhörte.

— Ich? sagte Franz verlegen, wartet doch — ich ging auf's Feld, und kam hier vorüber, und — dachte an euch, denn gestern, ja gerade gestern erinnerte ich mich an den Tag, wo ihr mich in euer Tuch eingewickelt habt.

— Du hast wirklich ein gutes Gedächtniß, Franz, und es ist zu verwundern, wie weit es in die Vergangenheit reicht. Weißt du denn auch noch, daß du damals das Fieber hattest?

— Nein, das weiß ich nicht.

— Auch nicht, daß du mir damals die Wäsche in das Haus nachtrugst, ohne daß ich es dich geheißen hatte?

— Auch das nicht.

— Ich aber hab' es nicht vergessen, denn daran hab' ich gleich gemerkt, daß du ein gutes Herz hast.

— Ich habe auch ein gutes Herz, gelt, Mutter, ich auch? sagte der kleine Johannes, indem er seiner Mutter einen schon zur Hälfte verzehrten Apfel hinreichte.

— Gewiß, mein Bübchen, auch du hast ein gutes Herz, und alles Schöne und Gute, was du den Franz thun siehst, das wirst du auch einmal thun.

— Ja, ja, antwortete rasch der Kleine, ich setze mich auch heute Abend auf die braune Liese und reite mit ihr auf die Wiese.

— Ei freilich! sagte lachend Franz, und dann kletterst du auch auf die große Linde und nimmst die Vogelnester aus, nicht so? Na, kleiner Freund, es hat noch gute Weile, bis ich dir das gestatte. Doch, Frau Magdalena, ich möchte euch was fragen, obgleich ich zweifle, daß ihr mir meine Frage beantworten werdet.

— Laß hören.

— Ich möchte wissen, Frau Blanchet, warum die Leute denken, daß ich bös werde, wenn sie mich Champi nennen? Ist es denn etwas Unrechtes, wenn man ein Champi ist?

— Nein, mein Kind, und wäre es das, so könntest doch du nichts dafür?

— Wer denn?

— Die Reichen.

— Die Reichen? wie so denn?

— Ach, Franz, für heute frägst du mich zu viel, ich will es dir ein anderes Mal sagen.

— Nein, bitte, sagt mir's jetzt!

— Ich kann es dir nicht sagen. Weißt du denn überhaupt, was ein Champi ist?

— Jawohl, ein Kind, das seine Eltern in's Armenhaus gebracht haben, weil sie es nicht ernähren konnten.

— Wenn sie also nicht die Mittel haben, ihre Kinder zu ernähren, so sind die Reichen schuld daran, die ihnen von ihrem Ueberfluß nichts mittheilen.

— Ja, ihr habt Recht, so ist es, sagte nachdenklich der Champi.

VI.

Der Champi, welcher über alles nachgrübelte, und allen Dingen auf den Grund kommen wollte, seitdem er lesen gelernt hatte und zum heiligen Abendmahl gegangen war, verarbeitete nun auch dasjenige in seinem Kopfe, was Katharina in Bezug auf ihn gesagt hatte; er konnte aber durchaus nicht begreifen, warum Magdalena ihn, nur weil er so groß war, nicht mehr küssen sollte. Er war der unschuldigste Knabe von der Welt und hatte gar keine Ahnung von dem, was andere Knaben in seinem Alter auf dem Lande nur gar zu früh lernen.

Das kam wohl hauptsächlich daher, weil er nicht in derselben Weise wie andere Kinder erzogen worden war. Die Besonderheit seiner Lage als Champi hatte ihn schüchtern gemacht, denn, obgleich es keine Schande ist, ein Champi zu sein, und ihn auch dieser Ausdruck nicht beleidigte, so wunderte er sich dennoch, daß er durchaus etwas Anderes sein sollte, als diejenigen Knaben, mit denen er verkehrte. Fast immer findet man, daß die Champis von ihrem Schicksal gedemüthigt sind; und durch die rohe Art, wie sie beständig von ihrer Umgebung daran erinnert werden, verlieren sie meist schon in der frühesten Jugend das Gefühl der Menschenwürde. Sie wachsen auf im Hasse gegen die, welche ihnen das Leben gaben, und danken es nicht denen, welche es ihnen erhalten. Aber sein milderes Schicksal wollte, daß Franz in der Sabelle eine mütterliche Pflegerin fand, die ihn liebte und ihn gut behandelte; und später genoß er die Wohlthaten Magdalenens, deren Herzensgüte noch größer war, und deren Gesinnungen edler waren, als die aller übrigen Menschen. So hatte Franz in ihr eine wahre Mutter gefunden, und unter der Obhut und Pflege einer solchen gedeiht ein Champi besser als jedes andere Kind, ebenso wie ein Champi, der sich gequält, erniedrigt und verspottet sieht, verstockter, tückischer und schlechter wird als jedes andere Kind.

So kam es, daß Franz die Gesellschaft seiner Altersgenossen, ihre Spiele und Zerstreuungen vermied, um sich stets nur an dem Rocke der beiden Frauen festzuklammern, die ihn liebten und gut mit ihm umgingen.

So wurde er fünfzehn Jahre alt, ohne nur eine Idee vom Bösen zu haben, und ohne daß jemals ein unlauteres Wort über seine Lippen gekommen, oder ihm nur der Sinn eines solchen verständlich gewesen wäre. Und dennoch, seitdem Katharina ihrer Gebieterin das Unpassende ihrer Zärtlichkeit zu ihm vorgerückt hatte, zeigte der Knabe so viel Einsicht und feines Gefühl, daß er sich nicht mehr von Magdalenen küssen ließ. Er stellte sich, als dächte er nicht daran, oder als schäme er sich, wie Katharina sagte, sich wie ein Mädchen liebkosen zu lassen. Im Grunde aber besaß er diese Scham durchaus nicht, und er hätte sich im Gegentheil sehr leicht darüber hinausgesetzt, wenn ihm nicht der Gedanke, seiner guten Frau Magdalena, dadurch Vorwürfe zu ersparen, diese Zurückhaltung zur Pflicht gemacht hätte. Warum aber Vorwürfe? Dieses Warum war ihm ein Räthsel, welches er Anstand nahm, sich von Magdalenen auflösen zu lassen, weil er ihr gutes Herz kannte und fürchtete, sie möchte sich ihm zu Liebe noch ferner dem Tadel ihrer Umgebung aussetzen. Er hatte nicht vergessen, daß das Mitleid, welches sie früher für ihn an den Tag legte, ihr oftmals schweren Kummer, ja sogar Mißhandlungen von Seiten ihres Mannes zugezogen hatte.

Sein richtiges Gefühl verlangte also seine Zurückhaltung als eine Art Opfer, welches seine Kindesliebe seiner Wohlthäterin brachte, um ihr den Verdruß zu ersparen, welcher ihr durch die Spöttereien und die Vorwürfe ihrer Umgebung erwachsen konnte. Denn er begriff, und das war merkwürdig bei dem armen Kinde! — er begriff, daß ein Champi nur heimlich geliebt werden dürfe, und ehe er zugegeben hätte, daß Magdalena seinetwegen eine Unbill erfahren sollte, eher verzichtete er auf ihre Liebe.

Er besorgte nun aber mit noch größerem Fleiß und Eifer seine Geschäfte, welche immer ausgedehnter wurden, je mehr sich seine Körperkräfte entwickelten, und die ihn bald so in Anspruch nahmen, daß er nur selten Magdalena zu Gesicht bekam. Dies machte ihm jedoch wenig Kummer, er wußte ja, daß er für sie arbeitete, und fand reichlichen Ersatz in dem Vergnügen, sie bei den Mahlzeiten zu sehen. Wenn aber die Müllerin des Abends ihren kleinen Johannes zu Bett gebracht hatte, und

wenn auch Katharina schlafen gegangen war, dann saßen Franz und Magdalena noch ein paar Stunden mit einander am Kamin. Er las ihr vor, während sie ihre Wolle spann, oder sonstigen häuslichen Geschäften oblag. Die Leute auf dem Lande lesen nicht schnell; das, was in den einzigen zwei Büchern stand, welche sie besaßen, genügte vollkommen, um sie zufrieden zu stellen. Wenn sie nur drei Seiten gelesen hatten, war es schon viel; und wenn das Buch dann zu Ende war, lag so viel Zeit zwischen Anfang und Ende, daß sie getrost wieder von vorne anfangen konnten, weil das schon wieder vergessen war, was sie im Anfang gelesen hatten. Es gibt aber zwei verschiedene Arten zu lesen, welche auch diejenigen sich merken können, die sich für sehr unterrichtet halten. Die, welche viele Zeit, und viele Bücher zu lesen haben, verschlingen diese förmlich, und füllen ihr Gehirn mit einer solchen Unmasse von Dingen an, daß selbst der liebe Gott im Himmel seine Noth hätte, sich durchzufinden. Die aber, die nur wenig Zeit zum Lesen und auch nur wenig Bücher haben, schätzen sich glücklich, wenn ihnen einmal ein gutes Buch unter die Hände kommt, das sie dann langsam und mit Andacht lesen. Und wenn sie es dann von neuem, und immer wieder in die Hand nehmen, finden sie auch stets etwas Neues, irgend eine Idee, eine Schönheit, die ihnen entgangen war, als sie es das erste Mal lasen; und das gibt dann wieder neuen Stoff zum Nachdenken; und wäre es auch immer dieselbe Idee, so gewinnt sie doch durch die Verschiedenheit der Anschauung eine solidere Gestalt, und der Geist wird durch sie besser genährt, als durch jene unverdaute Masse der verschiedensten Bücher, die ihn nur verwirrt. So sagte mir wenigstens der Herr Pfarrer, der sich doch darauf verstehen muß.

So lebten also diese beiden Wesen zufrieden und glücklich mit dem, was sie an Verstand und Einsicht besaßen, und sich gegenseitig helfend, das Rechte und Gute aufzufinden und es sich anzueignen, wo sie's fanden. Aus dieser Art des Zusammenlebens schöpften Beide mit der Zeit einen großen Muth, und es entwickelte sich in ihnen jene Religion, welche die einzig wahre genannt werden darf, und welche darin bestand, daß Beide von dem wärmsten Gefühl der Nächstenliebe, von der edelsten

Begeisterung für die Wahrheit und das Rechte und von dem reinsten Willen beseelt waren, so viel Gutes zu thun, als in ihren Kräften stand.

VII.

Blanchet, welcher seiner Frau monatlich ein Bestimmtes für die Wirthschaft gab, kontrollirte die Ausgaben nicht allzugenau, so daß es Magdalenen möglich war, ohne auf zu große Schwierigkeiten zu stoßen, den Armen einen Theil von dem Ihrigen zu geben. Jeder erhielt sein Schärflein, dieser ein Scheit Holz, jener ein paar Eier, ein anderer Gemüse, Kartoffeln, etwas Wäsche oder Kleidungsstücke: je nach den verschiedenen Bedürfnissen der Hülfesuchenden, vertheilte Magdalena ihre Gaben. Und wenn, was auch wohl vorkam, es ihr selbst am Besten fehlte, so half sie ihnen bei ihrer Arbeit, damit sie nicht durch allzuangestrengtes Schaffen ihre Kräfte erschöpften und krank würden. Sie war in ihrer eignen Wirthschaft so sparsam, sie besserte so sorgfältig die Kleidungsstücke der Ihrigen aus, daß Jeder, dem äußeren Schein nach zu urtheilen, sie für wohlhabend halten mußte. Es war indessen wirklich nur Schein, denn sie mußte, was sie Anderen mittheilte, sich am eigenen Munde absparen. Sie hatte sich daran gewöhnt, nur sehr wenig zu essen, sie ruhte niemals aus und schlief nur wenige Stunden. Nur auf diese Weise wurde es ihr möglich, ihre Armen zu unterstützen, ohne deshalb ihren Leuten etwas zu entziehen. Dem Champi entging diese ihre Art zu leben nicht, war er doch von Kind an in ihrem Hause und gewöhnt, in seinem Herzen gut zu heißen, was Frau Magdalena that. Nur zuweilen machte er sich Gewissensskrupel, daß er länger schlief, und auch im Verhältniß zu ihrer unermüdlichen Thätigkeit zu wenig arbeitete. Er hätte mögen an ihrer Stelle die Nächte hindurch nähen und spinnen; und als sie ihm seinen Lohn geben wollte, fühlte er sich gekränkt und bat sie, das Geld zu behalten, ohne ihren Mann davon in Kenntiß zu setzen.

— Wäre meine gute Mutter nicht gestorben, so würde sie ja doch das Geld bekommen haben. Was soll ich mit dem vielen Gelde anfangen? Ich habe, was ich brauche, ihr seht schon nach dem Rechten, haltet meine Wäsche, meine Kleider in gutem Stand, und versorgt mich mit Holzschuhen. Gebt also nur mein Geld euren Armen, und schont euch dafür lieber ein wenig, denn wenn ihr so fortfahrt, euch für die Anderen abzuschaffen, werdet ihr mir noch krank werden und sterben wie meine Sabelle. Und saget selbst, Frau Magdalena, was sollte ich, wenn das geschähe, mit eurem Gelde machen? Könnte ich euch damit aus dem Grabe retten? oder würde es verhindern, daß ich mich in das Wasser stürzte, wenn mich die Verzweiflung packte?

— Geh, geh, so mußt du nimmer sprechen, Franz, sagte Magdalena, als der Champi wieder, wie es oft der Fall war, sich mit ihr über diesen Gegenstand unterhielt. Ein guter Christ wird niemals sich das Leben nehmen, das ist gottlos. Wenn ich sterben sollte, so ist es deine Pflicht, zu leben, denn wer sollte, wenn du nicht mehr bist, für unseren Johannes sorgen? Willst du denn meinen Sohn verlassen?

— Nein, nein, Frau Blanchet, so lang Johannes mich bedarf, werde ich gewiß für ihn am Leben bleiben, aber dann! — Doch sprechen wir davon nicht; was diesen Punkt betrifft, da kann ich nicht versprechen, daß ich ein guter Christ sein werde. Ich bitte euch daher, schont euch ein wenig, thut euch nicht gar zu weh mit all der schweren Arbeit, damit ihr eure Kräfte nicht vor der Zeit aufreibt und sterbt, wenn ihr denn doch durchaus verlangt, daß ich leben soll.

— Närrchen, ich will ja nicht sterben! Ich bin gesund und kräftig und zum Arbeiten geboren, ich bin jetzt sogar viel stärker als ich in meiner Jugend war.

— In eurer Jugend? sagte ganz erstaunt der Champi; seid ihr denn nicht mehr jung?

Er fürchtete, sie möge schon in dem Alter sein, wo gewöhnlich die Menschen sterben, und sah sie ganz erschrocken an.

— Ach, sagte Magdalena lachend, wie Jemand, der zum bösen Spiele gute Miene macht, hatte ich wohl Zeit dazu, jung zu

sein? Ich bin jetzt fünf und zwanzig Jahre, das ist schon viel für eine Frau von so schwächlichem Körperbau wie ich, und ach, der viele bittere Kummer und die schweren Sorgen haben mich vor der Zeit gealtert.

— Kummer! Sorgen! O mein Gott! ja, ja, ich habe es wohl gemerkt, wie ihr euch heimlich grämtet, wenn euer Mann so hart und grausam mit euch umging. Herr des Himmels! ich bin gewiß nicht böse, aber als ich einmal sah, wie euer Mann die Hand erhob, um euch zu schlagen — es war ein Glück, daß er es nicht gethan, denn hätte er's gethan, verzeih' mir's Gott, mit meinem Dreschflegel hätte ich ihn dafür gezüchtigt — und doch war ich zu dieser Zeit noch einen ganzen Kopf kleiner als jetzt, wo ich euch schon über die Schultern sehe. Aber seit jener Zeit ließ er euch doch in Ruhe, und nicht wahr, Frau Müllerin, jetzt seid ihr nicht mehr unglücklich?

— Meinst du? sagte Magdalena etwas hastig, welcher der Gedanke, daß sie in ihrer Ehe eigentlich noch niemals glücklich war, durch den Sinn fuhr; sie mochte aber fühlen, daß solche Dinge mit einem Knaben zu besprechen nicht recht schicklich wäre; sie lenkte deshalb ein. Nein, sagte sie, ich bin jetzt nicht mehr unglücklich, mein Mann legt mir nun nichts mehr in den Weg; ich kann mich frei bewegen und handeln wie ich will; mein Sohn gedeiht und macht mir Freude, es fehlt mir also nichts.

— Und ich, Frau Müllerin, komm' ich bei eurem Glück in gar keinen Betracht?

— Auch du, mein Sohn, bist gut und fleißig, anstellig und geschickt zu allem, ja auch du machst mir Freude.

— O was müßte ich auch für ein schlechter Mensch sein, wenn ich euch keine Freude machte, euch, die so viel für mich gethan hat! Aber seht, Frau Blanchet, Eins habt ihr vergessen.

— Was meinst du? sag' es frei heraus, denn ich kann nicht errathen, was du ausklügelst, um mich neugierig zu machen.

— Nein, ich klügle gar nichts aus, ich sehe nur in mich hinein, und dort finde ich, was ich meine. Seht, Frau Magdalena, hätte ich Durst und Hunger auszustehen, Frost und Hitze, müßte ich jedes Ungemach erdulden, und würde ich noch obendrein jeden Tag

halb todt geschlagen, und hätte ich dann, um darauf zu ruhen, nichts weiter als ein Bündel Dorngestrüpp oder einen Haufen Steine, ich würde dennoch — versteht ihr mich?

— Ich glaube dich wohl zu verstehen, mein Sohn; nicht wahr, du meinst, dann würdest du doch nicht unglücklich sein, weil dein Herz mit Gott in Frieden wäre?

— Nun ja, das natürlich, aber — ich wüßte doch noch etwas anderes, was euch glücklich machen könnte, wenn ihr so dächtet wie ich.

— Ei, so bist du wohl klüger als ich, denn ich weiß wahrhaftig nicht, was du meinst, mein lieber Franz.

— Nein, ich bin gar nicht klüger; hört nur zu: ich meine, daß ich mich bei allen Leiden, die einem Menschen auferlegt werden können, dennoch glücklich fühlen könnte, wenn ich das Bewußtsein hätte, daß ihr mich lieb habt, Magdalena. Seht, das war es, was ich meinte, als ich sagte: wenn ihr so dächtet wie ich; denn dächtet ihr wie ich, dann würdet ihr zu mir sagen: der Franz hat mich so lieb, und darum freut mich's, daß ich auf der Welt bin.

— Ja, du hast Recht, mein lieber, guter Junge, antwortete ihm Magdalena, du sagst oft Dinge, über die ich weinen könnte. Ja, du hast Recht, mein Franz, deine Freundschaft ist mir das Liebste, was ich auf der Welt besitze, natürlich ausgenommen meinen Sohn, der mir aber das noch nicht sein kann, was du mir bist, weil du mich schon besser verstehst, und ich mit dir schon besser über alles reden kann, wie mit dem kleinen Buben. Und das kannst du mir glauben, daß ich mit euch beiden so glücklich bin, als ich nur sein kann, und daß ich mir nur die einzige Gunst vom lieben Gott erbitte, daß er mich noch recht lange mit euch zusammen läßt, und uns drei niemals von einander trennt.

— Ach ja, daß er uns nur niemals trennt! rief Franz; denn eher ließ ich mich in Stücke reißen, als daß ich von euch ginge. Wer würde so, wie ihr, mit mir umgehen? Wer würde das um einen armen Champi aushalten, was ihr um mich erduldet habt? Wer würde ihn sein Kind, wer ihn seinen lieben Sohn nennen, wie ihr es thatet, Magdalena? Ja, ihr habt mich immer euren Sohn genannt! und öfter, wenn die Anderen fort, und wir

allein waren, da sagtet ihr: Franz, nenne mich doch Mutter, und nicht immer Madam Blanchet. Ja, das habt ihr gesagt! Ich aber hab' es nimmer thun mögen, um mich an das Wort nicht zu gewöhnen und es nicht vielleicht einmal aus Unbedachtsamkeit im Beisein Anderer auszusprechen.

— Nun, was schadete das?

— Was es schadete? Man würde es euch vorwerfen, und ich könnte es nimmer dulden, daß ihr meinetwegen Verdruß haben solltet. Glaubt mir, ich bin nicht stolz, es liegt mir nichts daran, ob es die Anderen wissen oder nicht, daß ihr den armen Champi ehrlich gemacht habt, indem ihr ihn zu eurem eignen Sohn machtet. Es ist ja schon Glück genug, wenn ich ganz für mich allein weiß, daß ich eine Mutter habe, die mich ihren Sohn nennt! Aber sterbt mir nur nicht, ach, sterbt mir nur nicht, Frau Magdalena! rief mit verzweiflungsvoller Miene Franz, dessen Gemüth seit Kurzem trübe Ahnungen beängstigten. Wenn ich euch verliere, hab' ich auf dieser weiten Erde keine Seele mehr, die mich liebt. Wenn ihr sterbet, rufen euch Gott und seine lieben Engel in das Paradies, und ich weiß nicht, ob ich euch dahin folgen darf?

Bei Allem, was Franz seit jener Stunde redete und dachte, hatte er die Ahnung von einem bevorstehenden großen Unglück, und nur allzubald sollte diese Ahnung zur Gewißheit werden.

Franz war Müllerbursche geworden. Er war es, der zu den Kunden ritt und das Getreide abholte, und es ihnen dann, wenn es gemahlen war, wieder zurückbrachte. Er mußte deshalb öfters weite Wege machen, und so kam es denn auch, daß ihn seine Geschäfte in das etwa eine Meile weit von der Mühle entfernte Haus der Konkubine des Müllers führten. Dieser Gang wurde ihm sehr sauer, und er blieb keine Sekunde länger im Hause, als er bleiben mußte, bis das Getreide gewogen und gemessen war.

Die Konkubine aber hieß Severa, ein Name, der durchaus nicht für sie paßte, und in direktem Widerspruch mit ihrem Wesen stand, das nichts weniger als ernst war. Sie verstand es vortrefflich, Männer an sich zu locken, deren blanke Thaler ihr gefielen. Man konnte ihr nicht gerade nachsagen, daß sie im eigentlichen

Sinn des Wortes schlecht war, nein, sie war nur leichtfertig und lustig; sie lebte nur für ihr Vergnügen und kümmerte sich wenig darum, ob sie Anderen dadurch Schaden oder Kummer verursachte. Sie war dort in der Gegend sehr gefeiert, und Viele, welche ihr den Hof machten, gefielen auch ihr. Sie war damals noch ganz hübsch und von einnehmenden Manieren, sehr lebhaft, obgleich ein wenig stark, und so frisch wie eine Herzkirsche. Sie kümmerte sich nicht viel um den Champi, und wenn sie zufällig seiner ansichtig wurde, hatte sie stets ein paar läppische Spöttereien bei der Hand, die ihn erröthen machten. Das war es eben, was sie erzielen wollte, denn Franz erröthete noch wie ein junges Mädchen, und deshalb zog ihn die Severa auf. Der Champi aber haßte dieses Weib, er fand sie häßlich, boshaft, obgleich sie weder das eine noch das andere war, wenn Niemand ihre Interessen gefährdete oder ihre Eitelkeit verletzte. Man konnte sie nicht einmal mit Recht der Habsucht zeihen, denn sie gab ebenso gern als sie nahm. Sie war freigebig aus Prahlerei, es schmeichelte ihr, für empfangene Wohlthaten den Dank zu ernten. Der Champi aber hielt sie für eine Teufelin, der er allein die Schuld beimaß, daß Magdalena Blanchet sich so plagen mußte und sich dabei nur halb satt essen konnte.

Franz hatte nun aber sein siebzehntes Jahr zurückgelegt, und die Severa fand, daß er ein ganz verteufelt hübscher Bursche sei. Er sah ganz anders aus, wie sonst gewöhnlich die Bauernbursche in seinem Alter aussehn, die meist klein und unbeholfen sind und sich erst in späteren Jahren vortheilhafter entwickeln. Franz war schlank und schön gebaut, er hatte einen zarten weißen Teint, welchem sogar die sonnige Erntezeit nichts anhaben konnte, und natürlich gelocktes Haar, welches an der Wurzel dunkler, und gegen das Ende goldbraun war. Obgleich ärmlich gekleidet, war er in seinem Anzug doch äußerst sauber, denn die Reinlichkeit war ihm von Magdalena anerzogen worden. Das alles waren Vorzüge, die der Severa sehr in's Auge fielen. Sie nahm sich daher ganz in aller Stille vor, bei Gelegenheit das starre Eis seiner Zurückhaltung ein wenig aufzuthauen. Sie war im Uebrigen ganz frei von Vorurtheilen, und wenn sie Jemand sagen hörte: Schade, daß

der hübsche Junge ein Champi ist, erwiederte sie: Es ist kein Wunder, daß die Champis so hübsch sind, denn es sind Kinder der Liebe.

Sie entwarf folgenden Angriffsplan. Auf dem Markte in Saint-Denis-de Jouhet veranlaßte sie Blanchet, sich dermaßen zu betrinken, daß er zuletzt nicht mehr einen Fuß vor den anderen setzen konnte. Severa entledigte sich daher seiner, indem sie ihn seinen Freunden übergab mit der Weisung, ihn an einen Ort zu führen, wo er seinen Rausch ausschlafen konnte. Dann sagte sie zu Franz, der seinen Herrn mit dem zu verkaufenden Vieh begleitet hatte:

— Höre, Kleiner, ich lasse mein Pferd für deinen Herrn zurück, auf dem er uns Morgen früh nachkommen kann, ich werde so lange auf deinem Grauschimmel mit aufsitzen, du kannst mich nach Hause bringen.

Diese Art der Rückreise war durchaus nicht nach dem Geschmacke unsres Champi. Er setzte ihrem Verlangen entgegen, das Mühlenpferd sei schwerlich stark genug, um zwei Personen auf einmal zu tragen, er wolle lieber die Severa, welche ihr eigenes Pferd besteigen sollte, begleiten, und dann den nächsten Morgen dem Müller sein Pferd bringen. Die Severa aber überhörte seine Einwände und beharrte bei ihrem eben ausgesprochenen Vorsatz. Unserem Franz wurde angst und bange dabei, er fürchtete dies Weib, das der Augapfel seines Herrn war; denn da Johanni vor der Thüre war, konnte sie, wenn er sie erzürnte, leicht durch ihre Ränke seinen Abschied veranlassen. Er entschloß sich also zu gehorchen, und nahm sie hinter sich, doch ach, der arme Junge ahnte nicht, daß dieses am allerwenigsten das Mittel war, seinem Unstern zu entgehen.

VIII.

Es dämmerte eben erst, als sie ihren Weg antraten, doch es war stockfinstere Nacht geworden, als sie durch den Teich von Rochefolle ritten. Der Mond war noch nicht über dem Gehölze aufgestiegen, und die von vielen Quellen überströmten Pfade waren schlüpfrig und schlecht. Franz trieb den Schimmel zur Eile an, denn ihm war nicht wohl in der Gesellschaft der Severa, und er wünschte sehnlich, je eher je lieber Frau Magdalena wiederzusehen.

Aber die Severa, welcher es durchaus nicht pressirte, ihre Heimath zu erreichen, spielte die Furchtsame, um Franz zu zwingen, mehr im Schritt zu reiten. Sie meinte, der Schimmel hinke auf einem Fuß, sie fürchte abgeworfen zu werden, wenn er in die Knie sänke.

— Pah, sagte Franz, das wäre wohl das erste Mal, daß unser Grauer den lieben Gott anflehte, ich habe bisher solche fromme Ader an ihm noch nicht entdeckt.

— Du bist ein Witzbold, Franz, ein rechter Spaßvogel, sagte kichernd die Severa, als habe er etwas ganz besonders Spaßhaftes und Witziges hervorgebracht.

— Ich weiß am besten selber, daß ich mit Nichten witzig bin, antwortete der Champi, der nicht anders glaubte, als sie verspotte ihn.

— Du wirst doch nicht im Trab den Berg hinunter reiten wollen?

— Seid unbesorgt, ihr habet nichts zu fürchten.

Der scharfe Trab den Berg hinunter benahm der dicken Severa den Athem, was ihr sehr unangenehm war, denn es verhinderte sie, den Jüngling mit ihren süßen Worten zu bethören. Sie wollte indessen nicht merken lassen, daß sie nicht mehr jung und leicht genug war, um den anstrengenden Ritt ohne Beschwerden ertragen zu können; sie zog es daher vor, eine Weile still zu schweigen. Als sie darauf den Kastanienwald erreicht hatten, sagte die Severa plötzlich:

— Warte, Franz; du mußt anhalten, lieber Freund, der Grauschimmel hat ein Hufeisen verloren.

— Und wenn er sie alle miteinander verloren hätte, meinte Franz, so habe ich doch weder Hammer noch Nägel bei der Hand, sie wieder zu befestigen.

— Aber du darfst doch nicht so mir nichts dir nichts das Eisen liegen lassen, es kostet Geld, mein Junge. Geschwind, geschwind, steig ab und such' es.

— Den Teufel auch, da könnte ich lange suchen, bis ich in dem Gestrüpp es wiederfände. Meine Augen sind keine Laternen.

— Das lügst du, Franz, denn deine Augen glänzen im Dunkel wie zwei Leuchtkäfer, sagte halb scherzend, halb zärtlich die Severa.

— Ihr seht sie wohl durch meinen Hut? sagte Franz, von dieser Rede, welche er für Spott hielt, sehr wenig erbaut.

— Ich kann sie freilich jetzt nicht sehen, erwiederte die Severa mit einem Seufzer, der fast so schwer wie sie selber war; allein ich sah sie oft genug, um zu wissen, wie sie aussehen.

— Ihr solltet meine Augen doch in Ruhe lassen, die euch niemals weder etwas Schlimmes, noch etwas Liebes sagten.

— Wie alt seid ihr denn? frug nun die Severa, die ihn nicht mehr duzte, um ihm zu zeigen, daß sie ihn nicht mehr für einen Knaben hielt.

— Ja meiner Treu, das weiß ich selber nicht! ich habe noch nie daran gedacht, meine Jahre zu zählen, sagte der Champi, der endlich anfing zu begreifen, wo sie eigentlich hinaus wollte.

— Man sagte mir, ihr wäret erst siebzehn Jahre alt, allein ich wette, ihr seid zwanzig, denn ihr seid schon so hübsch groß und schlank, daß man euch für noch älter halten könnte. Gebt Acht, es wird nicht lange dauern, so wächst euch auch der Bart.

— Ach, darum scheere ich mich wenig, sagte der Champi und gähnte.

— Halt! halt! rief jetzt die Severa; halt! wir müssen absteigen, ich habe meinen Geldbeutel verloren!

— Alle Wetter! schrie Franz, welcher nicht ahnte, daß alles nur eine schlaue Finte der Severa war. War denn viel Geld darin?

Als sie seine Frage bejaht hatte, stieg er rasch vom Pferd, und half auch ihr herunter. Bei dieser Gelegenheit verfehlte die Severa nicht, sich etwas stark auf ihren Begleiter zu stützen; er fand sie schwerer wie einen Mehlsack.

Sie that, als ob sie eifrig nach der Börse suchte, die ganz unversehrt und wohlbehalten in ihrer Tasche steckte. Franz stand, das Pferd am Zügel haltend, etwa sechs Schritte von ihr entfernt.

— Nun, wollt ihr mir nicht suchen helfen?

— Ich muß die Stute halten, welche daheim an ihr Füllen denkt und auf und davon laufen würde, wenn ich sie nicht am Zügel festhielte.

— Die Severa kam immer näher heran, zuletzt suchte sie ihre Börse unter den Hufen des Pferdes. Daran merkte der Champi, daß sie nichts verloren hatte, es sei denn ihren Verstand.

— Was sucht ihr denn hier unter dem Bauch des Pferdes? sagte er, so weit waren wir ja noch gar nicht gekommen, als ihr euren Geldbeutel vermißtet; es ist daher nicht möglich, daß er hier ist.

— Du glaubst also, daß es von mir nur eine Finte war, he? sagte die Severa, mit einem schelmischen Versuch, ihn am Ohr zu ziehen.

Franz wich zurück, er war zum Scherzen wenig aufgelegt.

— O nein, gewiß nicht, aber wenn ihr euer Geld gefunden habt, so laßt uns eilen, daß wir nach Hause kommen, denn wahrhaftig, ich habe weit mehr Lust zu schlafen,als mit euch zu scherzen.

— Dann wollen wir ein bischen mit einander plaudern, meinte die Severa, als sie wieder hinter ihm auf dem Pferde Platz genommen hatte, das ist das allerbeste Mittel, uns die Langeweile zu vertreiben.

— Das Mittel habe ich nicht nöthig, ich fühle durchaus keine Langeweile, erwiederte der Champi.

— Nun, das ist das erste schmeichelhafte Wort, das ich heut Abend von dir höre, Franz.

— Wie, habe ich etwas Schmeichelhaftes gesagt? Nun, meiner Treu, so geschah es ohne Absicht, denn ich kann keine schönen Worte machen.

Die Severa fing jetzt an, sich innerlich zu erboßen, demungeachtet aber wollte sie ihr Spiel noch nicht verloren geben.

— Der Mensch ist wahrhaftig nicht klüger wie ein Hänfling, dachte sie bei sich. Wenn es mir gelänge, ihn vom rechten Wege abzulenken, dann müßte er sich wohl ein wenig mit mir aufhalten.

Und nun fing sie von neuem ihr Wesen an zu treiben, indem sie links! rief, wenn er rechts einlenken wollte, und umgekehrt. Halt, halt! ihr kommt vom rechten Wege ab, hört doch, was ich euch sage, ihr seid in dieser Gegend nicht bekannt; ihr thut daher am besten, wenn ihr euch ganz meiner Führung überlasset, denn sonst verirren wir uns noch am Ende und müssen unser Nachtquartier unter freiem Himmel aufschlagen, junger Mann.

Franz aber, der einen guten Ortssinn hatte, und nach Jahresfrist einen Weg wiederzufinden im Stande war, welchen er nur einmal passirt hatte, schüttelte den Kopf.

— Nein, nein, ihr dürft ganz ruhig sein, ich kenne ganz genau den Weg, und unsre Stute kennt ihn auch, sie ist ihn ja schon oft gegangen. Glaubt mir, ich habe selber keine Lust, die Nacht im Freien zu kampiren.

So langten sie denn nach einer kleinen Weile wohlbehalten im Dorfe Dollins an, wo die Severa wohnte, ohne daß Franz sich nur um eine Viertelstunde verspätet und sein Ohr ihren schmeichlerischen Reden auch nur einen Nadelkopf groß geöffnet hätte.

Als sie abgestiegen waren, wollte ihn die Severa nicht fortlassen. Die Nacht sei gar zu dunkel, meinte sie, das Wasser sei sehr hoch angeschwollen, und daher die Furth sehr tief, sie fürchtete, er könne Schaden nehmen.

Der Champi aber kannte keine Gefahr. Er gab, um dem langen Hin- und Hergerede ein schnelles Ende zu machen, seinem Pferd den Sporn, und im Gallopp ging es der Mühle zu, wo Magdalena, seines langen Ausbleibens wegen sehr besorgt, ihn erwartete.

IX.

Der Champi erzählte Magdalenen nichts von all den schönen Dingen, die die Severa ihm zu verstehn gegeben hatte; er wagte es nicht, denn er mochte sie sich selber nicht in das Gedächtniß zurück rufen.

Die Severa aber überlegte sich in dieser Nacht die Sache mit dem Champi; sie zweifelte, daß er im Ernst so einfältig sei, als er sich anstellte, sie glaubte, daß eine große Verachtung gegen sie bei ihm im Spiel sei, welche Schuld daran wäre, daß er sie so schroff und ungalant behandelt habe; und mit dieser Annahme erhitzte sie dermaßen ihr Gehirn, daß sie von Stunde an auf Rache sann.

Als daher am Morgen darauf Cadet Blanchet, welcher seinen Rausch von gestern erst zur Hälfte ausgeschlafen hatte, zu ihr in's Zimmer trat, erzählte sie ihm Wunderdinge von der Frechheit seines Müllerburschen, den sie gehörig habe im Zaum halten, und ihm mehrmals mit dem Ellenbogen den Schnabel wischen müssen, weil er ihr nichts als Flattereien auf dem ganzen Weg gesagt habe, und einige Male auf dem Punkte war, sich die Dunkelheit der Nacht zu Nutze zu machen, um sie zu küssen.

Das war genug gesagt, um den Müller in Wuth zu versetzen; die Severa ließ es indessen dabei nicht, sie fing an ihn darum aufzuziehen, daß er einen so verliebten Menschen allein mit seiner Frau zu Hause ließ, der ihr wohl ganz artig die Zeit vertreiben würde.

Der Müller, welcher auf diese Weise von den Qualen einer Doppeleifersucht gestachelt wurde, schäumte vor Wuth; er ergriff seinen Knotenstock und stülpte seinen Hut im Zorne dermaßen in's Gesicht, daß er das Ansehn einer Kerze mit einem Löschhut hatte, und stürzte mit Windeseile seiner Behausung zu.

Zum Glück für unsern Champi traf er ihn dort nicht. Er hatte einen Baum zu fällen und zuzurichten, welchen Blanchet in Guérin gekauft hatte, und konnte vor Abend nicht zurück sein. Er hätte ihn wohl dort aufsuchen können, allein er fürchtete das Aufsehn und die Spöttereien der Müllerburschen, wenn er sich eifersüchtig zeigte, er, welcher um einer Anderen willen sein Weib ver-

lassen, und sich auf diese Weise des Rechts zur Eifersucht entäußert hatte.

Er hätte auf Franz gewartet, wenn es ihm nicht zu langweilig gewesen wäre, denn bei dem gewohnten Schweigen seiner Frau durfte er nicht hoffen, den Zank, welchen er vor hatte, bis zum Abend auszudehnen; wer allein zankt, zankt nicht lange.

Ferner hatte er überlegt, daß, wenn auch das Vergnügen, den Champi tüchtig durchzubläuen, mit ein wenig Langeweile und einigen Spöttereien nicht zu theuer erkauft wäre, dieser Unglücks-Champi am letzten Ende kein Kind mehr sei, und daß er, welcher das Alter erreicht hatte, wo die Liebe schon anfängt, den jungen Leuten den Kopf zu verdrehen, auch im Nothfall Manns genug sei, sich gegen seine Stockschläge zu wehren. Alles das überlegte er sich in einem Wirthshaus bei einem Schoppen Wein, und auch darüber dachte er nach, wie er wohl seiner Frau am besten beikommen könne, und wahrlich, er war um einen guten Grund zum Streite sehr verlegen.

Als er nach Hause kam, sagte er in barschem Ton zu Magdalena, er habe mit ihr zu reden, und sie nahm diese Anrede in gewohnter Weise, traurig, ein wenig stolz und ohne ein Wort zu sagen, hin.

— Madam Blanchet, sagte er, ich habe euch einen Befehl zu ertheilen, und wenn ihr in Wahrheit die Frau wäret, wofür euch die Leute halten, so hättet ihr schon lange von selber gethan, was ich euch jetzt zu thun heiße.

Er hielt inne, gleichsam um Athem zu schöpfen, in der That aber, weil ihn ein Gefühl der Scham über das anwandelte, was er zu sagen beabsichtigte, denn die Tugend stand auf der Stirne seiner Frau geschrieben wie ein Gebet in einem Buch der Andacht.

Magdalena unterstützte ihn nicht in seinem Vorhaben, sie sprach kein Wort und wartete ruhig das Ende seiner Rede ab, weil sie glaubte, er beabsichtige, ihr, wie gewöhnlich, Vorwürfe wegen zu großer Ausgaben zu machen, und war weit entfernt, den wahren Sachverhalt zu ahnen.

— Ihr thut gerade, als verstündet ihr nicht, was ich sage, und doch sind meine Worte klar genug, und kurz und gut, Madam, die

Wirthschaft muß ein Ende nehmen, hinaus mit dem, was nicht in's Haus gehört!

— Hinaus mit was? frug Magdalena ganz erstaunt.

— Hinaus mit wem saget nur, denn ihr wißt recht gut, wen ich meine!

— Gewiß, ich weiß es nicht; sprecht klar, wenn ich verstehn soll, was ihr meint.

— Du wirst mich noch in Wuth versetzen! brüllte Blanchet. Ich sage dir, der Champi muß aus dem Haus! und treffe ich ihn Morgen noch hier an, so zerbreche ich ihm alle Knochen im Leib, oder werfe ihn unter das Mühlenrad; darnach hast du dich zu richten.

— Wie ihr nur so garstig reden könnt! Was hat euch denn der arme Mensch gethan, daß ihr so aufgebracht gegen ihn seid, und ihn fortschicken wollt? Ihr könnt lange suchen, bis ihr einen Andern findet, der so wie er die Arbeit aus dem Grund versteht und sich mit so wenig Lohn begnügt.

— Was er mir gethan hat, frägst du? Einen Hans Narren macht er aus mir, zum Gespött der Leute macht er mich. Er spielt in meinem Hause den Herrn, und die Arbeit, die er thut, verdiente, daß ich ihm dafür das Leder gerbte.

Magdalena bedurfte erst einiger Zeit, um sich zurecht zu finden, denn sie hatte nicht die leiseste Ahnung von dem, was eigentlich ihr Mann meinte; sie suchte alle möglichen Gründe auf, um ihn zu beruhigen und von seinem Vorsatz abzubringen, doch sie verschwendete ihre guten Worte an einen Starrköpfigen, welcher nur immer wüthender wurde, je mehr sie es sich angelegen sein ließ, ihn durch Vernunftgründe eines Besseren zu belehren. Und als er nun gar merkte, daß Magdalena bekümmert war, einen so guten Knecht, wie den Franz, zu verlieren, da ward er vollends rasend, und seiner blinden Eifersucht Gehör gebend, erging er sich in so ungerechten, harten und erniedrigenden Ausdrücken gegen seine Frau, daß dieser endlich die Augen aufgingen und sie vor Scham und Schmerz und tiefgekränktem Ehrgefühl bitterlich zu weinen anfing.

Das brachte Blanchet nur noch mehr auf. Er schwur darauf, daß sie in diesen Bastard verliebt wäre, und drohte ihr, ihn zu zermalmen wie das Korn in der Mühle, wenn sie diesen Auswurf des Armenhauses nicht auf der Stelle aus dem Hause jagte.

Darauf antwortete Magdalena mit stärkerer Stimme als sonst, daß ihm als Hausherren das Recht zustände, aus dem Hause zu entfernen, wen er wolle, daß er aber mit Nichten das Recht habe, eine arme Frau mit ungerechten Beschimpfungen und so abscheulichen Schmähungen zu überhäufen, und daß sie sich deshalb beim lieben Gott und allen Heiligen des Himmels beklagen werde. So gab ein Wort das andere; gegen ihren Willen ließ sich Magdalena von der Macht des Augenblickes hinreißen, ihrem Manne seine eigene Aufführung vorzuwerfen, und hielt ihm die Wahrheit des Sprichwortes vor, daß nur der gern Andern etwas aufbürdet, der an seiner eignen Last genug zu tragen hat.

Auf diese Weise wurde die Sache schlimmer und schlimmer, denn gerade das Bewußtsein, daß sich Magdalena im Recht befände, setzte der Wuth des Müllers die Krone auf; und da er sich gegen die gerechten Vorwürfe seiner Frau nicht vertheidigen konnte, suchte er in seinem Zorn ein Mittel, seine Selbstanklage zu übertäuben. Er drohte Magdalenen, ihr den Mund mit ein Paar Ohrfeigen zu stopfen und würde es auch unfehlbar gethan haben, wenn nicht die Dazwischenkunft des kleinen Johannes ihn daran gehindert hätte. Das Kind wußte nicht, was der furchtbare Zank zu bedeuten habe, und näherte sich bleich und erschrocken seinen Eltern. Der Müller wollte ihn fortschicken, darüber weinte der Knabe, was seinem Vater Veranlassung zu neuen Vorwürfen gab, indem er sich über seine schlechte Erziehung beklagte. Er nannte seinen Sohn einen Schreihals, einen Duckmäuser, den seine Mutter wohl zu einem schlechten Kerl erziehen würde. Dann sprang er plötzlich auf, erfaßte seinen Knotenstock und schwang ihn in der Luft, indem er ausrief, jetzt wolle er dem Champi sogleich den Garaus machen.

Als Magdalena ihren Mann in dieser wahnsinnigen Wuth sah, warf sie sich ihm entgegen, und zwar mit solch kühner Entschlossenheit, daß er vor lauter Ueberraschung die Fassung verlor,

und geschehen ließ, daß ihm seine Frau den Stock aus der Hand nahm und aus dem Fenster in den Bach schleuderte; dann aber blickte sie ihm fest und unverwandt in's Angesicht und sagte:

— Ich werde es nimmer zugeben, daß du dich unglücklich machst, indem du deinem Hitzkopf folgst. Bedenke, wie schnell ein Unglück geschehen ist, wenn man sich vor Wuth nicht mehr kennt. Wenn du kein menschliches Gefühl mehr hast, so denke wenigstens an dich selber und an die Folgen, die eine böse That für das ganze Leben hat. Seit lange schon führst du ein schlechtes Leben, und der böse Weg, den du eingeschlagen hast führt dich immer weiter in's Verderben. Ich habe es nicht hindern können. Aber jetzt wenigstens will ich dich von dem Verbrechen, welches du vor hast, abhalten, um dir in dieser wie in jener Welt die furchtbare Strafe zu ersparen. Du wirst Niemand umbringen, und lieber magst du dahin wieder zurückkehren, wo du hergekommen bist, als daß du darnach trachtest, einen Schimpf zu rächen, der dir niemals widerfahren ist. Geh jetzt, ich befehle es dir in deinem eigenen Interesse. Es ist das erste Mal in meinem Leben, daß ich dir was befehle; doch du wirst mir folgen, weil du davon überzeugt bist, daß ich niemals den Respekt verletze, welchen ich dir schuldig bin. Ich schwöre es dir bei meiner Seligkeit und meiner Ehre, daß der Champi Morgen unser Haus verlassen hat, und daß du unbesorgt in deine Wohnung kommen kannst: du wirst ihm nicht begegnen.

Als Magdalena dies gesagt hatte, öffnete sie die Hausthüre, um ihren Mann hinaus zu lassen, und Blanchet, noch ganz betreten und verwirrt vor Ueberraschung, seine Frau mit solcher Entschiedenheit auftreten zu sehen, und dem es im Grunde ganz erwünscht war, wenn sein Wille geschah, ohne daß er seine eigne Haut einer Gefahr aussetzte, drückte seinen Hut auf den Kopf, und eilte zu der Severa zurück, welcher er mit großen Ausschmückungen seiner Heldenbravour von der „Scene" erzählte, welche er seiner Frau gemacht habe, und wie er seinen Knotenstock auf dem Rücken des Champi in tausend Stücken zerbrochen habe. Die Severa hatte einen Augenblick an dieser erlogenen Historie ihre aufrichtige, wenn auch nur flüchtige Freude.

Als nun Magdalena allein war, schickte sie den Johannes mit der Ziege und den Schafen auf die Weide; sie selber aber suchte eine einsame Stelle in der Nähe der Mühlenschleuße auf, die ganz von Wasser umgeben war, und wo die alten abgehauenen Baumstämme so viele Wurzelschößlinge und Laubwerk getrieben hatten, daß der sich dorthin Flüchtende so gut versteckt war wie das Wasserhuhn in seinem Blätterneste. Dies einsame Plätzchen suchte Magdalena auf, wenn sie im Gebet ihr Herz dem lieben Gott ausschütten wollte, denn hier war sie geborgen vor dem Blick der Menschen.

Als sie hier angelangt war, fiel sie auf ihre Knie und suchte in einem einfachen Gebet die Stärkung, welcher ihre Seele so sehr bedürftig war. Allein sie vermochte ihre Gedanken nicht zu sammeln, sie konnte nur an den Champi denken, den sie fortschicken sollte, den armen Champi, der sie so sehr liebte, und dem die Trennung, wie sie fürchtete, an's Leben ging. Sie konnte daher dem lieben Gott nichts Anderes sagen, als daß sie sehr unglücklich sei, in ihrem Franz ihre einzige Stütze, das Kind ihres Herzens zu verlieren. Sie weinte lange und so bitterlich, daß sie die Thränen fast erstickten, und der Schmerz übermannte sie dermaßen, daß sie zur Erde fiel, und wohl eine Stunde lang regungslos dort liegen blieb.

Doch als es dunkel wurde, und sie den Johannes mit seinen Thieren singend vom Feld nach Hause kehren hörte, suchte sie ihre Fassung wieder zu gewinnen; sie stand schnell vom Boden auf und ging in das Haus, um das Abendessen zu bereiten. Bald darauf hörte sie den mit Ochsen bespannten Wagen in den Hof rollen, welcher die von dem Müller angekaufte Eiche einfuhr. Johannes hüpfte vergnügt dem heimkehrenden Franz entgegen, dessen Ankunft er heute ganz besonders ersehnt hatte, weil er ihn den ganzen Tag mit keinem Auge gesehen. Das Kind hatte sich sehr gegrämt, als sein Vater so aufgebracht gegen seine arme Mutter war, und er hatte im Felde heiße Thränen darüber vergossen, ohne zu begreifen, was zwischen ihnen vorgefallen war. Kinderthränen aber sind so vergänglich wie der Morgenthau, und unser kleiner Freund

Johannes wußte schon nichts mehr von seinem Kummer; als er seinen Franz ankommen sah, flog er ihm wie ein junges Rebhuhn entgegen, nahm ihn bei der Hand und führte ihn zu seiner Mutter.

Der Champi hatte nicht nöthig, die Müllerin zweimal anzusehn, um sich zu überzeugen, daß in seiner Abwesenheit etwas ganz Außerordentliches vorgefallen war, so roth und verweint sahen ihre Augen aus, so todtenbleich war ihr Gesicht.

— Mein Gott, mein Gott! was für ein Unglück ist hier geschehen? sagte er für sich, und erbleichte und zitterte bei dem Anblick Magdalenens, welche ihm, wie er sich vorstellte, nun alles mittheilen würde, was geschehen war. Sie ließ ihn aber niedersitzen und stellte schweigend sein Abendessen vor ihn hin, von welchem er jedoch keinen Bissen hinunterzubringen im Stande war. Johannes hingegen ließ es sich trefflich schmecken, er aß und trank und plauderte ganz wohlgemuth und guter Dinge, denn er hatte keine Sorgen, weil ihn die Mutter von Zeit zu Zeit streichelte und ihn zum Essen ermunterte.

Als er zu Bett gegangen war, und die Magd kam, um die Stube aufzuräumen, ging Magdalena hinaus und winkte Franz, ihr zu folgen. Sie ging mit ihm den Wiesenpfad entlang bis zu dem Brunnen. Dort angekommen, raffte sie all ihren Muth zusammen und sagte: Franz, mein armer Sohn, es ist ein Unglück über dich und mich gekommen, der liebe Gott sucht uns mit demselben Schlage alle Beide heim. Du siehst, wie ich leide, o, thue mir die Liebe, Franz, und bezwinge dein Herz, damit es seiner Schwachheit nicht erliege; denn wenn du mich nicht unterstützest, weiß ich nicht, was aus mir werden soll.

Franz errieth nichts, obgleich er von Anfang an vermuthet hatte, daß Blanchet der Urheber des Uebels sei.

— Was redet ihr da? sagte er zu Magdalena, indem er ihre Hände voll Inbrunst an die Lippen drückte, als ob sie seine leibliche Mutter wäre. Wie könnt ihr glauben, daß mir's an Kraft und Muth gebrechen könnte, wenn ihr des Trostes und der Unterstützung bedürft? Bin ich nicht euer Diener bis an meines Lebens Ende? Bin ich nicht euer Sohn, der für euch arbeiten kann? Und habe ich nicht jetzt schon Kräfte genug, um durch meine

Arbeit euch zu ernähren und zu kleiden, euch und den Johannes? Laßt deshalb immerhin euren Mann sein Vermögen durchbringen, ich bürge euch dafür, daß wir alle auch ohne ihn durchkommen. Ihr braucht ja so wenig! Und ihr sollt dann nicht mehr alles den Andern geben und es euch entziehen, ihr sollt's besser haben, als jetzt, ja ganz gewiß, und sollte ich auch eine Zeit lang fortgehen müssen, um in der Fremde, was wir brauchen, zu verdienen, natürlich müßte es in der Nähe sein, damit ich euch wo möglich alle Tage sehen und Sonntags besuchen könnte. Drum weint nicht mehr, Frau Magdalena! Kommt, kommt, trocknet eure Thränen, denn seht, wenn ich euch weinen sehe, so bricht es mir das Herz.

Als Magdalena sah, daß er nichts errieth, empfahl sie ihre Seele Gott und entschloß sich, ihm alles zu sagen.

X.

— Ach, das ist's nicht, mein armes, gutes Kind, was mir so großen Kummer macht; die Geschäfte meines Mannes stehen, so viel ich weiß, nicht schlecht, und wenn dem auch so wäre, so würdest du mich dennoch drum nicht weinen sehen. Wer wie ich Lust zum Arbeiten hat, braucht nie den Mangel zu scheuen. So höre also, was ich dir sagen muß, obgleich mir's das Herz fast abdrückt: Mein Mann will dich nicht mehr in unserm Hause dulden, Franz.

— Ist es das? sagte Franz, indem er sich aufrichtete. Nun gut, so mag er mich nur auf der Stelle umbringen, weil ich dann nicht länger leben mag. Ich weiß wohl, ja, ich weiß, ich bin ihm längst im Wege, er möchte mir an's Leben. Wo ist er? Ich will zu ihm gehen und will ihn fragen, warum er mich nicht mehr im Haus behalten will, warum? Er soll mir sagen, was ich ihm gethan habe, vielleicht werde ich ihn davon überzeugen, daß er schlecht an mir handelt, vielleicht — o Gott, ich weiß schon nicht mehr, was ich rede. Der Kopf wirbelt mir — das Herz will mir zerspringen — mir ist zu Muth, als ob ich sterben müsse. —

Und der arme Champi stürzte wieder auf die Erde und schlug sich am Gestein die Stirne wund, wie an dem Tag, an welchem ihn die Sabelle in das Armenhaus bringen wollte.

Als Magdalena ihn in diesem Zustand sah, kehrte ihr der Muth zurück; sie hielt ihm Hände und Arme fest und zwang ihn so, sie anzuhören.

— Franz, sagte sie zu ihm, wenn du dich so unmännlich und willenlos wie ein kleines Kind gebärdest, so habe ich alle mütterliche Sorgfalt und Liebe an dir verschwendet, dann machst du meiner Erziehung Schande. Komm, steh auf, du bist kein Kind mehr, Franz; du bist jetzt ein Mann, und ein Mann darf sich nicht, wie du es thust, ohnmächtig im Staube wälzen. Sage mir nun, ob du glaubst, daß du es fertig bringst, aus Liebe zu mir eine Zeit lang fern von mir zu leben; denn sieh, mein Kind, es ist um meiner Ruhe, meiner Ehre willen, und weil ich sonst die schrecklichste Behandlung von meinem Manne zu erdulden hätte. Sieh, mein Franz, wie ich einst aus Freundschaft dich in unser Haus nahm, mußt du jetzt aus Freundschaft dieses Haus verlassen, und zwar heute noch verlassen, ehe mein Mann zurückkehrt und in seiner wahnsinnigen Wuth ein Verbrechen begeht. Ich habe ihm versprochen, daß du Morgen nicht mehr bei uns bist; Morgen ist Johanni, so gehe hin und suche dir einen Dienst; doch nicht allzusehr in unserer Nähe, damit wir uns nur selten sehen können, und mein Mann keinen Verdacht schöpft.

— Was könnte er denn für Verdacht schöpfen? Worüber könnte er sich denn beklagen? Glaubt er denn immer noch, daß ihr das Eure hergebt, um mir wohlzuthun? Das kann doch nicht sein, ich bin ja jetzt in eurem Dienst und esse nicht mehr, als was ich nothgedrungen essen muß, um satt zu werden, und sehe überall in seiner Wirthschaft nach dem Rechten und lasse keinen Strohhalm fortkommen. Er ist vielleicht in der Meinung, daß ich Geld bekomme, und findet meinen Lohn zu hoch. Gut, laßt mich zu ihm gehen, ich will ihm sagen, daß ich seit dem Tode meiner Mutter keinen Heller von ihm angenommen habe; oder — wenn ihr vielleicht nicht gern habt, daß ich es ihm sage — und freilich, freilich wohl, ich seh' es ein, es geht nicht gut, er würde darauf dringen, daß ihr

ihm all das Geld zurückgebt, das ihr nicht mehr habt, weil ihr es für eure Armen angewendet habt — gut, dann will ich ihm das Anerbieten machen, ihm von jetzt ab und für alle Zeit umsonst zu dienen. Wenn ich ihm gar nichts koste, wird er ja wohl nichts dagegen einzuwenden haben, daß ich bleibe.

— Nein, nein, das sage ihm um Gottes Willen nicht, fiel lebhaft Magdalena ein; es würde die Wuth, die er gegen uns Beide hat, nur noch vergrößern, nein, das würde ein großes Unglück herbeiführen.

— Warum aber? Sagt, was hat er gegen mich? Ist es ihm denn nur darum zu thun, mich von euch zu trennen, und stellt er sich nur darum so an, als ob er mißtrauisch wäre?

— Frag' mich darum nicht weiter, Franz, ich kann es dir nicht sagen, warum er gegen dich so aufgebracht ist, denn ich müßte mich für ihn schämen, und es ist besser für uns alle, wenn du es nie erfährst. Du bist jetzt ein großer, starker Mensch, du brauchst mich jetzt nicht mehr, und wo anders kannst du dich weit vortheilhafter stehn als hier, weil du von mir ja niemals etwas annehmen wolltest. Müssen nicht alle Kinder einmal die Mutter verlassen, um sich wo anders zu versuchen? und Viele müssen sogar weit, weit fort in ein fremdes Land. Und so wird es dir auch jetzt gehen, und ich werde es dulden müssen; ich werde weinen und mich grämen wie eine jede andre Mutter auch, und werde immer an dich denken, und Tag und Nacht den lieben Gott bitten, daß er dich behüte und bewahre und in seinen gnädigen Schutz nehme.

— Ja, und ihr werdet einen andern Knecht in's Haus nehmen, irgend einen Taugenichts, der weder euer Kind, noch euer Gut im Auge haben wird, und der vielleicht, um sich bei seinem Herrn in Gunst zu setzen und um euch zu schaden, ihm alles sagen wird, was ihr hinter seinem Rücken Gutes an euren Armen thut. Er wird's euch dann entgelten lassen, und ich — werde nicht da sein, euch zu trösten, und euch, wenn er's zu arg treibt, zu beschützen. Ach seht, Frau Magdalena, das ist es, was ich nicht verschmerzen kann, und was mich in die Verzweiflung treibt. Ihr haltet mich für feig und muthlos, weil ich meinen Kummer nicht verbergen

kann, ihr glaubt, ich denke nur an mich und sprecht nur von dem besseren Verdienst, den ich wo anders finden werde. Ach, was frag ich darnach, ob ich gewinne oder verliere, ich frage nicht einmal darnach, wie ich den Kummer und das Herzeleid überwinde, das mich erwartet, wenn ich fort bin, denn es gilt mir gleich, ob ich daran zu Grunde gehe, oder am Leben bleibe, komm es, wie's Gott gefällt! Ich halte so oder so mein Leben für verloren, weil ich es euch nicht widmen kann. Ach, was mich ängstigt und was ich nicht mit Geduld tragen kann, ist, daß ich euer Unglück kommen sehe, und daß ich euch nicht helfen kann! Er wird euch jetzt noch mehr als sonst mißhandeln, und darum soll ich fort, daß er euch ganz und gar mit Füßen treten kann!

— Und wenn's so wäre, Franz, muß man das Kreuz geduldig auf sich nehmen, das der liebe Gott schickt, sagte Magdalena, denn alles Klagen, alles Widerstreben macht's nur noch drückender und schwerer. Stelle dir vor, wie viel unglücklicher ich wäre, wenn ich bei allem eignen Unglück noch hören müßte, du seist krank, trostlos und lebensüberdrüßig, und welche Kraft und Linderung in meinen Leiden ich aus dem Gedanken schöpfen würde, daß du aus Liebe zu der Mutter dich brav und wacker hältst, mein Sohn.

Mit diesen ihren letzten Worten feierte Magdalena einen vollständigen Sieg über den Champi; er fiel vor ihr auf seine Knie nieder wie ein Beichtkind vor dem Beichtiger, und versprach ihr, aus Liebe zu ihr alles muthig zu ertragen.

— Gut, sagte er, indem er sich die Thränen aus den Augen wischte, gut, so sei es denn, so will ich Morgen mit dem Frühsten gehen. Lebt wohl, Magdalena, lebt wohl, vielleicht für's Leben, meine liebe Mutter! Denn ihr sagt nichts davon, daß ich jemals wiederkehren, euch wiedersehen und mit euch plaudern darf wie ehemals. O, wenn ihr glaubt, daß dieses Glück vielleicht auf ewig für mich verloren ist, sagt mir es nicht, ich bitte euch darum, weil mir's den Muth nähme, den ich zum Leben brauche. Laßt mir die Hoffnung, daß ich euch eines Tages wiedersehe, vielleicht hier an dieser klaren Quelle, wo ich vor beinahe elf Jahren euch zum ersten Mal begegnete. Seit jenem Tage bis zu dieser Stunde war ich glücklich, Magdalena, und das Glück, das der liebe

Gott und ihr mir gegeben, ich werde es nie vergessen, nein, ich will das Andenken daran mit fortnehmen von hier, daß es das Leben mir ertragen helfe, das nun kommen wird. Ich gehe, Magdalena, das Herz voll Angst und Qual um euch, denn ihr verliert in mir euren besten, euren einzigen Freund; doch ich will mir's in's Gedächtniß rufen, daß ihr mir gesagt habt, daß ihr noch viel unglücklicher und trostloser seid, wenn ich meinen Kummer nicht zu beherrschen trachte, und so will ich ihn beherrschen, daß ihr ruhig sein könnt; euch zu Lieb will ich es selber sein, denn eure Freundschaft ist mir viel zu werth und theuer, als daß ich mich durch feige Schwäche ihrer unwerth machen sollte. So lebet wohl, Frau Blanchet; laßt mich ein wenig hier allein; es wird mir wohler um's Herz werden, wenn ich mich recht ausgeweint habe. Meine Thränen fallen vielleicht hier in den Brunnen, dann, Frau Magdalena, müßt ihr meiner denken, so oft ihr zum Waschen an den Brunnen kommt. Ich will auch ein paar Stengel Münze pflücken, die will ich in meine Wäsche legen, wenn ich nun bald den Bündel schnüre. Und wenn ich dann den Geruch einathme, wird mir es sein, als wär' ich noch hier am Brunnen, wo das kleine Kräutlein wächst, als wär' ich noch bei euch, als sähe ich euch leibhaftig vor mir. Jetzt, meine liebe Mutter — jetzt lebt wohl — behüt euch Gott — ich mag nicht mehr in's Haus zurückgehn — wenn ich auch den Johannes küssen könnte, ohne ihn zu wecken — ich habe nicht das Herz dazu — thut ihr's für mich, ich bitte euch; sorgt, daß er sich um mich nicht gräme, sagt lieber, daß ich bald wiederkomme, hört ihr? So werdet ihr's ihm leichter machen, mich zu vergessen. Doch nein, er soll mich nicht ganz vergessen; wenn ihr so etwas merkt, erzählt ihm etwas von dem armen Franz. — Und nun gebt mir euren Segen, Mutter, wie an dem Tage, an welchem ich zum ersten Mal zum Abendmahl ging, denn ich bedarf seiner, damit Gottes Gnade bei mir bleibe.

Der Champi sank auf seine Knie und bat Magdalena um Verzeihung für alles Leid, das er ihr gegen seinen Willen zugefügt habe.

Magdalena schwur, daß er ihr nie, auch nur den geringsten Kummer bereitet habe, und segnete ihn mit dem Wunsche,

daß ihr Segen dieselbe Kraft für ihn wie Gottes Segen haben möge.

— Nun, Magdalena, sagte Franz, wollt ihr mich jetzt, da ich als Champi wieder in die Welt trete, den Keiner lieben wird, wollt ihr mich zum Abschied nicht noch einmal so in die Arme schließen und küssen, wie ihr es am Tage meiner ersten Kommunion gethan? Ach, ich werde die Erinnerung daran wohl mit mir nehmen müssen, um mich stets zu versichern, daß ihr mir in der Ferne das bleiben wollt, was ihr mir hier waret, eine liebe Mutter.

Magdalena umarmte den armen Champi so innig und mit demselben frommen Sinn wie damals, als er noch ein Kind war. Und dennoch, hätte die böse Welt diese Umarmung gesehen, sie hätte Blanchet Recht in seinem Grimm gegeben und diese brave Frau beschuldigt, der selbst die allerreinste Jungfrau Maria diese ihre Handlung nicht zur Sünde angerechnet hätte.

Magdalena kehrte nun in das Haus zurück. Sie legte sich zu Bett, schloß aber in der ganzen Nacht kein Auge. Sie hörte wie Franz in seine Kammer ging und seine Sachen packte, und wie er beim Anbruch des Tages das Haus verließ. Um seinen Muth nicht wankend zu machen, verhielt sie sich ganz ruhig und trat erst an das Fenster, als er schon etwas entfernt war, um ihn noch einmal zu sehen. Da stand er an der Schleußenbrücke und schaute sich noch einmal nach der Mühle um, gleichsam um Abschied von ihr zu nehmen. Dann pflückte er sich einen Zweig vom Pappelbaume ab und steckte ihn auf seinen Hut, wie Leute dort zu Lande zu thun pflegen, die sich einen Dienst suchen, und dann entfernte er sich rasch.

Blanchet kam erst gegen Mittag nach Hause und sprach keine Silbe, bis seine Frau das Wort an ihn richtete und zu ihm sagte:

— Du wirst dich nun nach einem andern Müllerburschen umsehen müssen, denn Franz ist fort, und es ist Niemand in der Mühle.

— Ja, ja, ich werde einen miethen, Frau, antwortete ihr Mann; doch rechne nicht auf einen jungen, du würdest dich verrechnen, sag ich dir.

Das war der ganze Dank für ihren pünktlichen Gehorsam

und ihre Unterwürfigkeit. Magdalena thaten aber diese Worte so weh, daß sie ihren Kummer darüber nicht verbergen konnte.

— Blanchet, sagte sie, ich habe deinem Befehl nun Folge geleistet, ich habe einen braven Menschen fortgeschickt, der sich nie das Geringste zu Schulden kommen ließ und stets mit großem Eifer seine Pflicht erfüllte. Ich that es ungern, das will ich dir nicht verhehlen. Ich verlange für diese meine Handlung keine Anerkennung, keinen Dank von dir, doch habe ich dadurch das Recht erworben, auch meinerseits ein Verlangen an dich zu richten, das nämlich, daß du mich ferner nicht mehr beschimpfst, denn du hast keine Ursache dazu.

Sie sagte diese Worte in einem Ton, den Blanchet nicht an ihr gewohnt war und der ihm imponirte.

— Komm, sagte er, indem er seiner Frau die Hand hinreichte, komm, laß uns Friede machen über diesen Punkt, wir wollen nicht mehr daran denken. Ich war, ich geb' es zu, ein wenig übereilt, und was ich dir im Zorne sagte, Lenchen, das hatte ich so hingesprochen ohne Ueberlegung, aber siehst du, ich hatte meine guten Gründe, dem Champi nicht zu trauen, er war ein Teufelsjunge! Ja, ja, der Teufel setzt die Champis in die Welt, und läßt nicht von ihnen. Es können ganz brauchbare Menschen werden, aber der Teufel steckt doch in ihnen, und wenn er nicht da steckt, so steckt er dort, genug, irgendwo steckt er, das ist gewiß. Ich weiß recht gut, daß es schwer halten wird, ihn zu ersetzen, denn es war ein tüchtiger Kerl, der Champi, das muß man ihm lassen. Der Apfel aber fällt nicht weit vom Stamm, und da er in direkter Linie vom Teufel abstammt, so hat er auch schlechte Grundsätze und ist ein ganz nichtsnutziger, lüderlicher Bube, ich weiß das ganz genau, denn es hat mir es Jemand gesagt, eine Frau —

— Die nicht deine Frau ist, und wohl gelogen haben kann, erwiederte Magdalena. Und wäre dem auch so, so ist das doch noch kein Grund, auf mich Verdacht zu haben.

— Ei, wer denkt daran, dich zu beschuldigen! sagte Blanchet, die Achsel zuckend; ich hatte es nur mit ihm zu thun, und nun er fort ist, denk' ich nicht mehr an die Sache. Wenn ich dir vielleicht

etwas sagte, was dir nicht gefiel, nimm mir's nicht übel, Lenchen, nimm es für nicht gesagt an, oder nimm's für einen Scherz.

— Dergleichen Scherze kann ich nicht verstehen, antwortete Magdalena, spare sie für die auf, denen sie besser zusagen als mir.

XI.

In der ersten Zeit ertrug Magdalena ihren Kummer mit vieler Fassung. Sie hatte von ihrem neuen Knechte, der mit Franz am Vermiethungstag gesprochen, erfahren, daß ihn ein Bauer aus Aigurande, der eine Mühle und viele Felder hatte, für achtzehn Pistolen gemiethet hatte. Sie freute sich, ihn gut untergebracht zu wissen, und that ihr Möglichstes, ihrer Häuslichkeit mit dem gewohnten Eifer obzuliegen, ohne zu oft an ihn zu denken. Doch gegen ihren Willen grämte sie sich um ihn, und es stellte sich bald ein tückisches Fieber ein, das heimlich und unmerklich an ihren Lebenskräften zehrte. Franz hatte es ihr wohl gesagt, daß er ihr bester und ihr einziger Freund sei. Nun war er fort, und sie stand einsam da, sie hatte Niemand, dem sie ihr Herz ausschütten konnte, Niemand, der ihre Sorgen mit ihr theilen konnte. Sie wandte daher ihre ganze Zärtlichkeit ihrem einzigen Söhnchen, ihrem Johannes, zu, der auch wirklich ein liebes Kind war und so sanft und gutgeartet wie ein Lämmchen.

Allein er war noch zu jung, um alles mit ihm so wie mit dem Franz besprechen zu können, obgleich dieser Letztere in dem Alter des Johannes schon voller Aufmerksamkeit für sie war, und ihr jede nur mögliche Sorgfalt zuwendete. Johannes hatte seine Mutter zwar sehr lieb, ja lieber als andere Kinder in seinem Alter sonst ihre Eltern zu haben pflegen, denn seine Mutter war auch eine ganz andere Mutter als alle anderen, doch rührten ihn die Zärtlichkeiten, welche sie für ihn an den Tag legte, weit weniger, als dies bei Franz der Fall war. Johannes fand es ganz in der Ordnung, daß seine Mutter gut zu ihm war, er nahm ja nur Besitz

von demjenigen Antheil an ihrer Zärtlichkeit, der ihm als Sohn von Rechtswegen zukam, während der Champi dankbar für das geringste Liebeszeichen war, und diese Dankbarkeit aus seinem ganzen Wesen, aus seinen Augen, seinen Thränen, seinem flüchtigen Erröthen ihr entgegen strahlte, so daß Magdalena, wenn er um sie war, nicht fühlte, daß ihr der Himmel in der Ehe allen Frieden, alle Ruhe, alles Glück versagt hatte.

Nun aber, da Franz die Mühle verlassen hatte, fühlte sie von neuem die ganze Schwere ihres häuslichen Kummers, denn er, der ihr in seiner liebevollen Weise darüber forthalf, er war fort. Sie hatte Niemand mehr, mit dem sie lesen konnte, Niemand, der so wie sie das Elend ihrer Armen mitfühlte und ihr bei ihren frommen Spenden hülfreiche Hand lieh, Niemand, der, wie aus einem Herzen, mit ihr beten konnte, und der auch hin und wieder, wenn sich's traf, mit ihr scherzte und von ganzer Seele mit ihr fröhlich war. Alles um sie her war öde, todt und freudlos ohne diesen ruhigen, friedlichen, freundlichen Gesellschafter. War doch kein Winkel in der Mühle, kein Plätzchen in dem Weinberg oder Garten, das nicht irgend eine kleine Geschichte aus der Zeit zu erzählen wußte, wo der Champi noch ein kleiner Knabe war, der sich an ihrer Schürze festhielt, oder von dem späteren braven treuen Diener Franz, der sich an ihrer Seite etwas zu schaffen machte. Es war ihr zu Muthe, als habe ihr der Himmel in einem hoffnungsvollen Sohn die beste Stütze geraubt, und ihr zärtlich geliebter kleiner Johannes war nicht im Stande, die Lücke in ihrem Herzen auszufüllen, die Jener dort zurückgelassen hatte.

Blanchet, dem es nicht entging, daß ein stiller Gram an der Gesundheit seiner Frau nagte, fühlte Mitleid mit ihr und fürchtete, sie zu verlieren. Dieser Verlust aber wäre ihm sehr schmerzlich gewesen, weil Magdalena eine tüchtige Hauswirthin war, die das Seinige zusammenhielt und durch die Arbeit ihrer Hände und ihre Sparsamkeit das wieder einbrachte, was er durch ein wüstes ungeregeltes Leben durch die Finger gehen ließ. Und da es die Severa nicht duldete, daß er sich viel in seinem Hause aufhielt, fürchtete er, und wohl nicht ohne Grund, die Wirthschaft möge zurück gehen, wenn sich sein Weib nicht, wie bisher,

darum bekümmern könne, denn obgleich er die Gewohnheit hatte, sich stets über ihre Fahrlässigkeit und zu geringe Sorgfalt zu beklagen, so wußte er recht gut, daß keine Andere mit solcher Umsicht, solch rastloser, unermüdlicher Thätigkeit für die Wirthschaft zu sorgen im Stande wäre, als Magdalena.

Nun aber starb sein Oheim, und Blanchet kam auf die Idee, die Schwester, welche in seinem Haus gelebt hatte, und deren Vormund er geworden war, zu sich zu nehmen, um seiner Frau bei der Arbeit ein wenig zur Hand zu gehen, und um ihr Gesellschaft zu leisten. Sein erster Gedanke war allerdings, sie bei der Severa unterzubringen; das wollten aber seine Verwandten nicht zugeben, und überdies zeigte diese wenig Lust, ein fünfzehnjähriges Mädchen, welches sehr hübsch zu werden versprach, als Kostgängerin in ihr Haus aufzunehmen. Sie erklärte daher dem Müller, es sei ihr eine zu große Verantwortung, ein Mädchen in diesem Alter zu bewachen.

Blanchet aber wollte sich nicht das Kostgeld der jungen Pensionairin zum Vortheil eines anderen Verwandten entgehen lassen; er wußte überdies, daß der Oheim seine Schwester in seinem Testamente reich bedacht hatte, daher entschloß er sich, das junge Mädchen in sein Haus zu nehmen; Magdalena sollte sie in der Wirthschaft unterweisen, und er empfahl ihr dringend, sie ja recht freundlich zu behandeln und nicht zu sehr anzuspannen, damit das Vögelchen nicht etwa Lust bekomme, wo anders hin zu fliegen.

Magdalena, welche auf den ersten Blick Gefallen an dem jungen Mädchen fand, unterzog sich gern den neuen Pflichten, welche ihr Mann ihr auferlegte; sie hatte nicht, wie die Severa, vor der Schönheit Furcht, sie glaubte im Gegentheil, daß eine schöne Gestalt auch eine schöne Seele in sich bärge. Sie nahm daher ihre junge Schwägerin so liebevoll und herzlich auf, als ob es ihre leibliche Schwester wäre, denn sie hoffte in ihr einen Ersatz für ihren armen Champi zu finden.

Dieser ertrug eine Zeit lang, so gut er konnte, sein Herzeleid, bis er endlich krank wurde. Das war vielleicht ein Glück für ihn, denn er lernte bei dieser Gelegenheit seine neue Herrschaft als biedere, wohlwollende Menschen erkennen, die ihn nicht in das Hospital

bringen, sondern ihm in ihrem eignen Hause die sorglichste Pflege angedeihen ließen. Dieser Müller glich durchaus nicht Cadet Blanchet, seinem früheren Herrn, und seine Tochter, welche, ungeachtet ihrer dreißig Jahre, noch ledig war, stand ihrer guten Aufführung und ihres milden wohlthätigen Sinnes wegen im besten Rufe.

Diese Leute merkten im Uebrigen auch gar bald, daß an sie Franz, trotz seines zu beklagenden Unfalls, einen trefflichen Fund gemacht hatten.

Dieser war aber von so kräftiger Körperkonstitution, daß er sich schneller als jeder Andere von seiner Krankheit wieder erholte, und sich schon während seiner Rekonvalescenz wieder an die Arbeit machen konnte, ohne einen Rückfall befürchten zu dürfen. Denn sein Gewissen machte ihm Vorwürfe wegen der durch seine Krankheit verloren gegangenen Zeit, und er suchte sich auch dadurch für die Güte seiner neuen Herrschaft erkenntlich zu zeigen, welche ihm dieselbe während seiner Krankheit bewiesen hatte. Er hatte indessen noch zwei volle Monate mit den Nachwehen seiner Krankheit zu kämpfen, denn wenn er des Morgens an die Arbeit gehen wollte, waren ihm die Glieder wie gelähmt, und es befiel ihn Minuten lang ein solcher Schwindel, als ob er sich auf dem Giebel eines Daches befände und im Begriff wäre, hinunter zu stürzen. Nach und nach jedoch überwand er dies Gefühl, er hütete sich aber sehr, seiner Umgebung die Anstrengung merken zu lassen, welche ihn diese Ueberwindung kostete. Bald war man so mit seinen Leistungen zufrieden, daß man ihm sogar außer seinen eigenen, noch andere wichtigere Geschäfte übertrug. Denn da der Franz lesen und schreiben konnte, war der Müller sehr froh, ihn mit der Buchführung betrauen zu können. Bisher hatte sich kein Anderer dieser Arbeit unterziehen können und dieser Umstand hatte oft große Verwirrung in den Wirthschaftsangelegenheiten herbeigeführt. So kam es denn, daß ihm das Unvermeidliche seines Geschickes weniger schwer auf die Seele fiel, und er die Trennung von seiner geliebten Magdalena mit größerer Fassung ertragen konnte; und da er es nicht für nöthig hielt, seine Umgebung über den Umstand aufzuklären, daß er ein Champi sei, so entging er auch auf diese Weise

allen frivolen Spöttereien, welche ihm seine Champischaft sonst zugezogen hätte.

Allein weder die gute Behandlung seiner Herrschaft, noch die Vermehrung und größere Bedeutung seiner Geschäftsobliegenheiten, noch auch die ausgestandene schwere Krankheit konnten ihn von seinem Heimweh nach der lieben Mühle von Cormouer, nach Magdalena, dem kleinen Johannes und nach dem Fleckchen Erde heilen, wo die Gebeine seiner armen Pflegemutter ruhten. Er konnte es nicht hindern, daß bei allem, was er vornahm, und wo er sich befinden mochte, stets seine Gedanken dorthin flogen, wo sein Herz war; und Sonntags, wo es ihm gestattet war, sich von den Geschäften der Wochentage auszuruhen, da war es seine einzige Erholung, sich in die Vergangenheit hineinzuträumen.

Wie mochte es jetzt in der Heimath aussehen? Ach, er war weit davon! Sechs Meilen lagen zwischen ihm und Cormouer, er konnte also wenig oder nichts erfahren, was sich dort begab. Zuerst glaubte er seine innere Unruhe überwinden zu können, dann aber bemächtigte sich seiner eine solche Sehnsucht, etwas aus der geliebten Heimath zu erfahren, daß er auf Mittel sann, sie zu befriedigen. Er besuchte also die Jahrmärkte und schaute sich dort nach Bekannten um, und wenn ihm sein guter Stern einen zuführte, so forschte er ihn aus; doch war er vorsichtig und klug genug, zuerst nach hundert andern Dingen, und dann zuletzt, ganz beiläufig, auch nach dem zu fragen, was zu erfahren ihm mehr als alles Andere am Herzen lag: wie es Magdalene erginge.

XII.

Seit drei Jahren diente nun Franz in der Mühle Haut-Champault, ein Name, der in der ganzen Gegend einen guten Klang hatte. Ich machte selbst mehrere Ausflüge dahin. Es ist ein schönes fruchtbares Land. Die Leute gehn dort sehr gut gekleidet

und haben schöne Häuser, denn in Folge des lebhaften Handelsverkehrs, der dort herrscht, sind die Bewohner dieses Landstriches sehr wohlhabend. Das Erdreich ist sehr ergiebig, trotzdem es magerer ist als bei uns und die Felsen mit ihren sprudelnden Quellen eine große Rolle spielen, was für das Auge um so reizvoller ist. Auch die Mühlen sind größer und besser gebaut, als bei uns zu Lande, und diejenige, in welcher sich unser Franz befand, war eine der schönsten in der ganzen Gegend.

An einem hellen klaren Wintertage redete Jean Bertaut, der Besitzer dieser Mühle und jetziger Gebieter unsres Champi, diesen folgendermaßen an:

— Franz, sagte er, mein wackerer Gesell und guter Freund, ich hätte ein Wörtlein mit dir zu reden.

— Wir kennen uns nun schon eine gute Weile; meine Geschäfte gehen gut, die Einnahmen haben sich, seitdem du bei mir bist, beträchtlich vermehrt, keiner meiner Nachbarn kann sich, was den Wohlstand betrifft, mit mir messen, und das verdank' ich alles dir, mein braver Franz, denn du hast mein Hab und Gut nicht wie ein Knecht, nein, wie ein Sohn verwaltet, besser als ich selbst es je zu thun im Stand gewesen wäre, denn du hast mehr Verstand und Sachkenntniß in allen Geschäftsangelegenheiten an den Tag gelegt, als ich mir selber beimesse, ja, das ist die Wahrheit. Da ich von Natur sehr leichtgläubig bin, und die Leute diese meine Schwäche gern zu ihrem Vortheil benutzen, so wäre ich sicherlich schon tausendmal betrogen worden, hättest du mir nicht zur Seite gestanden, der überall und zu aller Zeit nach dem Rechten sah. Es hat den Leuten aber nicht gefallen, die an mein leichtes Regiment gewohnt waren, daß sie sich nun deiner strengeren Kontrolle unterwerfen mußten, und du hattest wahrlich zwischen ihnen einen schweren Standpunkt. Du gingst aber aus jeglicher Gefahr, mit der dir ihre Feindschaft drohte, mit Standhaftigkeit, Muth und Sanftmuth hervor. Und sieh, mein Junge, was mir an dir so gut gefällt, ist, daß du Kopf und Herz auf dem rechten Flecke hast. Du bist ein Freund der Ordnung, doch ein Feind des Geizes. Du läßt dich nicht, wie ich, betrügen, gibst hingegen eben so gern, und hilfst dem Nächsten, wo du immer kannst. Du warst stets der

Erste, ein gutes Wort einzulegen, wenn es galt, einen wahrhaft Hülfsbedürftigen zu unterstützen, doch hast du mich auch vor den Fallen behütet, welche Betrüger meiner Leichtgläubigkeit stellten. Du bist ein witziger Kopf, du hast Ideen, die über den gewöhnlichen Verstand des Landmannes weit hinausgehen. Du hast neue Einrichtungen getroffen, welche du nach deiner eigenen Erfindung angeordnet hast; sie haben sich alle als praktisch bewährt, und kurz und gut: du hast eine glückliche Hand, und wo die im Spiel ist, da geht alles gut.

— Und darum, Franz, bin ich mit dir zufrieden, und du sollst es auch mit mir sein, drum sage mir ganz offen, was ich für dich thun kann, und sei im Voraus überzeugt, daß ich dir gern alles gewähre, was im Bereich meiner Kräfte liegt, um dich zufrieden und glücklich zu machen.

— Ei, seh' ich denn so unzufrieden aus? Wahrhaftig, nein, ich bin es nicht, ihr könnt mir's glauben, Meister.

— Unzufrieden? Nein, ich will nicht sagen, daß du gerade unzufrieden aussiehst; aber, ich weiß nicht, du hast gewöhnlich so eine Miene, die nicht der eines glücklichen Menschen gleicht. Du bist nicht heiter, man sieht dich niemals lachen, du machst dir kein Vergnügen, du lebst so still, so einsam und zurückgezogen, als ob du trauertest.

— So tadelt ihr mich deshalb, Meister? Was das betrifft, so darf ich freilich nimmer hoffen, euch zufrieden zu stellen, denn ich mache mir nichts aus dem Vergnügen, ich gehe weder in das Wirthshaus, noch in Gesellschaften; denn ich kann keine muntern Lieder singen und lustige Späße treiben, wie Andere, ich habe an nichts Gefallen, als an der gewissenhaften Erfüllung meiner Pflicht.

— Deshalb verdienst du auch das größte Lob, die höchste Achtung, und ich bin gewiß der Letzte, der dich darum tadeln würde. Ich denke mir nur manchmal, daß dir etwas fehlt, weil du immer so still und ganz in dich versenkt bist. Es mag dich wohl öfter der Gedanke quälen, daß du dich für Andere so abplagst, ohne selbst irgend einen andern Vortheil, als den geringen Lohn für alle deine Mühe zu haben.

— Ihr seid völlig im Irrthum, Meister Bertaut, ihr gabt mir aus freiem Antrieb einen so hohen Lohn, wie ihn in der ganzen Gegend kein andrer Müller seinen Leuten gibt: ich beziehe seit vorigem Johanni einen Gehalt von hundert Thalern. Das ist ungeheuer viel, und wenn ihr glaubt, daß ihr euch dabei über eure Kräfte anstrengt, Meister, so bin ich gern erbötig, mit weniger vorlieb zu nehmen.

XIII.

— Nein, wir verstehn uns nicht, mein Junge, ich weiß nicht, wie ich dir die Sache deutlicher erklären soll. Du bist doch sonst nicht auf den Kopf gefallen, und nach meinem Dafürhalten legte ich dir die Worte so zu sagen in den Mund. Ich sehe aber wohl, du bist zu schüchtern, man muß dir auf die Strümpfe helfen. Höre also: die jungen Burschen haben alle ihren Schatz; hast du nicht auch dein Auge auf irgend ein Mädchen hier oder in der Umgegend geworfen?

— Nein, Meister, sagte ganz unbefangen der Champi.

— Das wäre! ist das dein Ernst?

— Mein vollkommener Ernst.

— Wie, es gäbe also gar kein Mädchen, das du gerne heirathen möchtest, wenn du kühn genug wärst, deine Ansprüche bis zu ihr zu erheben?

— Nein, Meister, nein, ich heirathe nie.

— Was? bist du toll? Na, das wird sich finden, du bist noch jung, mein Sohn. Warum aber willst du nicht heirathen?

— Warum? wiederholte Franz, muß ich euch das sagen?

— Ja, denn ich habe ein ganz besonderes Interesse dabei, es zu wissen.

— So will ich euch willfahren, denn ich habe keinen Grund, es zu verheimlichen. Seht, Meister, es gibt eine Sache, die ich euch nie sagte, weil ihr mich nie gefragt habt. Hättet ihr es aber gethan, so hätte ich euch auch die Wahrheit nicht verschwiegen: Ich

bin ein Champi, Meister, ich kenne meine Eltern nicht, ich stamme aus dem Findelhaus.

— Potz Wetter! platzte ein wenig überrascht von dieser unvermutheten Beichte Jean Vertaut heraus; das hätte ich nicht gedacht, daß du ein Champi bist!

— Und warum nicht, Meister Vertaut? Ihr antwortet mir nicht? So will ich es für euch thun. Weil ihr euch davon überzeugt habt, daß ich ein brauchbarer Mensch bin, und weil es euch wundert, daß ein Champi das sein kann. Es ist also wahr, daß man den Champis kein Vertrauen schenkt, daß man ein Vorurtheil gegen sie hat, weil selbst die besten Herzen davon befangen sind, ja, daß selbst ihr, Meister —

— Nein, sagte Vertaut, nein, mein Sohn, das wäre nicht human und wäre ungerecht, und wenn ich wirklich einen Augenblick verdutzt war, so mußt du mir's nicht übel nehmen, Franz. Du glaubst also, daß der Umstand, daß du ein Champi bist, ein Hinderniß bei deiner Heirath wäre?

— Nein, Meister, darum bin ich außer Sorge. Die Mädchen sind verschieden an Gemüth und Sinnesart. Was die Eine als ein Hinderniß erkennen würde, wäre bei der Anderen, die ein gutes mitleidiges Herz hätte, vielleicht gerade ein Grund zur Einwilligung.

— Ja, du hast Recht, Franz, meinte Meister Vertaut, die Frauen sind im Grunde alle besser als wir, und, setzte er lachend hinzu, ein Bursch wie du, so kerngesund und strotzend von frischer Jugendkraft, und dabei klug und verständig, kann wohl ein Mädchenherz zur Nachsicht zwingen. Jetzt aber gib mir deine Gründe an.

— Hört, sagte Franz, ich wurde als ganz kleiner Knabe einer Frau übergeben, die mich für die geringe Summe, welche die Regierung für Kinder meiner Art als Kostgeld bewilligt, zu sich nahm. Sie behandelte mich gut; und als sie starb, hätt' ich den Kummer und den Gram um sie nicht überwinden können, wenn nicht eine andere Frau sich meiner angenommen hätte, welche noch besser und liebevoller mit mir umging wie meine Pflegemutter, und seht, die Frau habe ich so tief in mein Herz geschlossen, daß ich für keine

andere leben mag. Ich habe sie freilich verlassen müssen, und weiß noch nicht, ob ich sie jemals wieder sehen werde, denn sie ist wohlhabend und bedarf meiner nicht. Aber es könnte kommen, daß ihr Mann, der, wie ich hörte, schon seit dem Spätherbst krank ist, stirbt; und da er viel Geld verthan hat, wovon Keiner etwas weiß, so könnte es leicht sein, daß er, wenn er stirbt, seiner Frau mehr Schulden als Vermögen hinterläßt. Wenn es so kommen sollte, Meister, will ich euch nicht verhehlen, daß ich zu ihr zurückkehren werde, um sie nach besten Kräften zu unterstützen, und sie und ihren Sohn vor drohender Armuth zu bewahren. Bin ich bei euch, so bin ich nicht gebunden, da kann ich gehn, wenn meine Zeit um ist. Hat man aber erst ein Weib und Kinder und eine eigne Wirthschaft, dann ist's etwas anderes. Ich könnte nimmer für zwei Familien zu gleicher Zeit sorgen, denn da ich selber nichts besitze, müßte ich mit dem, was meiner Frau gehörte, meine geliebte Mutter unterstützen, ich würde also unrechtmäßig den Wohlstand aus dem einen Haus in's andere tragen. Seht, das ist der Grund, warum ich ledig bleiben will. Ich bin noch jung, ich kann noch warten, und sollte mir wirklich einmal eine solche Idee in den Kopf kommen, so werde ich mir alle Mühe geben, um sie mir wieder aus dem Sinn zu schlagen, denn seht, Meister, für mich gibt es nur eine Frau auf Erden, und das ist meine Mutter Magdalena Blanchet. Sie hat niemals einen Anstoß darin gefunden, daß ich ein Champi bin, und hat mich mit solcher Liebe großgezogen, als wäre ich ihr eigner Sohn.

— Was du mir da sagst, mein lieber Franz, erhöhet noch die Achtung, die ich für dich hege, sagte Meister Vertaut. Es gibt kein häßlicheres Ding auf der Welt als Undankbarkeit, und auch wiederum nichts Schöneres, als sich für empfangene Wohlthaten dankbar zu erweisen. Ich könnte dir wohl ein Mädchen namhaft machen, die ein eben so gutes Herz hat wie du, und die dir behülflich sein würde, die Alte zu unterstützen, aber ich muß mir die Sache erst noch reiflicher überlegen und noch mit Jemand darüber Rücksprache nehmen.

Es gehört nicht eben viel Scharfsinn dazu, um zu errathen, daß Jean Vertaut, den Eingebungen seines Herzens und seiner

guten Einsicht folgend, an eine Heirath zwischen Franz und seiner Tochter dachte. Sie war nicht häßlich, seine Tochter, und wenn sie auch nicht mehr ganz jung war, so konnte ihr beträchtliches Vermögen den Unterschied wohl ausgleichen. Sie war als einziges Kind eine sehr gute Partie zu nennen. Bis jetzt zeigte sie wenig Lust zum Heirathen, und eigentlich hatte sie den Entschluß gefaßt, ledig zu bleiben. Dieser Entschluß gefiel indessen ihrem Vater nicht, der, wie wir wissen, sich Franz zu seinem Schwiegersohn erkoren hatte. Franz mißfiel, wie der Vater wohl bemerkte, auch seiner Tochter nicht; da diese aber von Natur sehr zurückhaltend war, wurde es ihm schwer, sie zum Reden zu bringen.

Endlich hatte sie, ohne entschieden weder ja noch nein zu sagen, eingewilligt, daß ihr Vater den jungen Mann wegen einer Verbindung mit ihr aushorchte, und sie erwartete seine Antwort mit mehr Herzbeklemmung, als sie sich eingestehen mochte.

Vertaut hätte ihr gern einen besseren Bescheid gebracht, weil es ihm erstens sehr am Herzen lag, sie versorgt zu wissen, und weil er sich keinen besseren Schwiegersohn wünschen konnte, als Franz; denn abgesehen von seiner persönlichen Zuneigung für ihn, sah er auch sehr wohl ein, daß ein so tüchtiger, fleißiger Arbeiter wie er nicht mit Gold aufzuwiegen sei.

Es war seiner Tochter mit nichten ganz gleichgültig, daß Franz ein Champi war, denn sie besaß ein wenig Stolz, doch setzte sie sich bald über diesen Umstand weg, und als sie gar erfuhr, daß er nichts von der Liebe wissen wollte, gefiel er ihr noch besser, und, wie alle Frauen, von dem Widerstand gereizt, setzte sie es sich von Stund an in den Kopf, ihm zu gefallen. Hätte Franz ihr Vorurtheil gegen seine Geburt bekämpfen wollen, so hätte er keine bessere Waffe wählen können als seinen Abscheu gegen die Ehe.

Was also bis zu dieser Zeit nur unbestimmte Pläne waren, bildete sich bei der Tochter Vertauts jetzt zum unwiderruflichen Entschluß aus.

— O, wenn ihn weiter nichts abhält! sagte sie zu ihrem Vater. Glaubt er denn, daß wir so arm sind und so wenig Nächstenliebe besitzen, daß wir nicht gern bereit sind, eine gute,

alte Frau zu unterstützen und ihrem unmündigen Sohn ein Unterkommen zu verschaffen? Dann hat er vermuthlich eure Winke nicht verstanden, denn wenn ihm die Aussicht eröffnet wurde, als Mitglied in unsere Familie zu treten, so hätte er sich wohl schwerlich um einer so geringen Sache willen Sorge gemacht.

Noch an demselben Abend sagte Jeannette Vertaut zu Franz:

— Ich habe euch immer sehr geachtet, Franz, allein seitdem mein Vater mir erzählte, welche hingebende Freundschaft ihr für die Frau habt, die euch erzogen hat und für welche ihr aus Dankbarkeit euer ganzes Leben lang arbeiten wollt, seitdem achte ich euch noch höher; ich möchte wohl diese brave Frau kennen lernen und würde mich ihr gern nützlich machen, wofern ihr mir dazu die Gelegenheit geben wollt.

— Ja, sagte Franz, dem es stets die innigste Freude gewährte, von Magdalenen sprechen zu können; ja, es ist eine Frau von sehr gutem Herzen, eben so gut als ihr und euer Vater!

Diese Worte gefielen der Tochter Vertauts, und sich ihrer Sache schon gewiß glaubend, fuhr sie fort:

— Ich wünschte, daß, wenn wirklich eure Befürchtung in Erfüllung gehen, und sie das Unglück treffen sollte, das ihr durch die schwere Krankheit ihres Mannes droht, ihr sie uns zuführt. Sie kann bei uns wohnen, und ich will euch helfen, für sie zu sorgen. Sie ist wohl schon bei Jahren, und gebrechlich?

— Gebrechlich? Nein, sagte Franz, so alt ist sie noch nicht.

— Ei, ei, dann ist sie wohl noch jung, frug jetzt Jeannette aufhorchend.

— Wohl nicht ganz jung, antwortete unbefangen Franz; ich weiß es wirklich nicht genau, ob sie alt oder jung ist. Sie war meine liebe, gute Mutter, und ich kümmerte mich nie um ihre Jahre.

— War sie hübsch? frug nach einigem Zögern Jeannette.

— Hübsch? wiederholte ganz verwundert der Champi. Für mich war sie es gewiß. Aber wenn ich euch die Wahrheit gestehen soll: ich habe mich nie um ihre Schönheit gekümmert; ich hätte sie geliebt, und wenn sie auch sehr häßlich gewesen wäre.

— Aber ihr müßt doch ungefähr wissen, wie alt sie ist.

— Wartet — ihr Sohn ist fünf Jahre jünger als ich. Nun so eigentlich alt ist sie noch nicht, aber auch nicht mehr so ganz jung, ich denke, sie wird so ungefähr in —

— Meinem Alter sein, ergänzte Jeannette mit gezwungenem Lachen. Dann wird sie sich wohl schwerlich zum zweiten Mal verheirathen, wenn ihr Mann sterben sollte.

— Es kommt darauf an, meinte Franz; wenn ihr Mann nicht den ganzen Rest seines Vermögens durchgebracht hat, wird es ihr an Freiern wohl nicht fehlen. Es gibt Bursche, die um des Geldes willen eben so gern ihre Großtante wie ihre Enkelnichte heirathen.

— Ihr seid keiner von dieser Art, bemerkte Jeannette, ihr würdet wohl kein Mädchen um seines Geldes willen heirathen?

— Nein, nein, das wäre nicht meine Sache, erwiederte der Champi.

So schlichten Sinnes unser Franz auch war, so merkte er doch recht gut die Absicht, die allen diesen Fragen der Tochter seines Herrn zu Grunde lag, und er richtete darnach seine Antworten ein, die Jeannette aber nicht verstehen wollte, da ihre Neigung für den Champi in dem Maße zunahm, als dieser sich dagegen wehrte. Sie war zu ihrer Zeit sehr umschwärmt, doch keinem einzigen ihrer vielen Freier konnte es gelingen, ihr Herz zu erobern, nun aber drehte ihr zum ersten Mal Einer den Rücken zu, und das gefiel ihr. So machen es die Mädchen.

Franz bemerkte wohl, wie niedergeschlagen sie die nächstfolgenden Tage war; sie aß fast nichts, und wenn er sich nicht um sie kümmerte, hatte sie beständig die Augen auf ihn geheftet. Diese Wahrnehmung machte ihm Kummer, denn er achtete das brave Mädchen und überzeugte sich sehr bald, daß seine Gleichgültigkeit nur Oel in das Feuer ihrer Zuneigung goß. Aber sein Herz sprach nicht für sie, und wenn er sich zu einer Heirath mit ihr verstanden hätte, wäre es mehr aus Rücksicht und Ueberlegung, als aus wirklicher Herzensneigung gewesen.

Wie die Sachen standen, war es wohl vorauszusehen, daß er die längste Zeit im Hause Vertauts gedient hatte, denn über kurz

oder lang mußte Unangenehmes für ihn aus diesem Stand der Dinge erwachsen. Um diese Zeit aber ereignete sich etwas, das plötzlich seinen Gedanken eine andere Richtung gab.

XIV.

Eines Morgens machte der Pfarrer von Aigurande wie von ungefähr einen Besuch in der Mühle Meister Vertauts; und nachdem er sich eine Zeitlang bald hier, bald dort zu schaffen gemacht hatte, ergatterte er endlich unsern Franz in einem Winkel des Gartens. Er nahm ihn geheimnißvoll bei Seite und frug ihn, ob er wirklich der unter dem Namen Franz La Fraise (welcher Name ihm wegen eines erdbeerartigen Mals am linken Arm gegeben wurde) in der Mairie eingetragene Champi sei. Dann erkundigte er sich ferner nach dem Namen seiner Pflegemutter und den verschiedenen Orten, wo sie gewohnt habe, und endlich nach allem, was Bezug auf seine Geburt und sein Leben hatte.

Franz holte seine Papiere herbei, und der Pfarrer musterte dieselben mit sichtlicher Zufriedenheit.

— Hört, sagte er, kommt heute Abend oder Morgen früh zu mir in's Pfarrhaus, aber laßt gegen Niemand etwas von dem verlauten, was ich euch mitzutheilen habe, denn ich habe mich in dieser Sache zu der strengsten Diskretion verpflichten müssen, und es ist daher für mich Gewissenssache, meinem Versprechen auf das Genauste nachzukommen.

Als Franz in das Pfarrhaus eingetreten war, schloß der Pfarrer sorgfältig die Thür hinter ihm zu, öffnete sein Schreibpult und nahm vier kleine Papierstreifen heraus, welche er ihm übergab. Hier, sagte er, sind viertausend Frank, die euch eure Mutter sendet, Franz La Fraise. Es ist mir nicht erlaubt, euch mitzutheilen, wo sie ist, und ob sie überhaupt lebt oder gestorben ist. Ihr Gewissen macht ihr eine Art Pflicht daraus, etwas für euch zu thun, und es scheint, als ob sie diese Absicht schon früher

gehabt hat, weil sie es unternahm, euch aufzusuchen, und weil ihr dies gelungen ist, obgleich sie sehr fern von euch wohnte. Sie hat sich nach eurem Lebenswandel erkundigt und in Erfahrung gebracht, daß ihr ein rechtlicher Mann seid; deshalb gibt sie euch dies Geld, dessen ihr euch bedienen möget, um euch eine ehrenhafte Existenz zu gründen. Sie hat mich ferner beauftragt, dieses Geld für euch auf meinen Namen auf Zinsen zu legen, damit die Sache verschwiegen bleibt. Ihr aber sollt euch verpflichten, die Sache sechs Monate lang geheim zu halten; nur der Frau, welche ihr zu heirathen gedenkt, dürft ihr sie mittheilen. Ihr steht in dem Ruf eines Mannes von Wort: wollt ihr mir daher euer Versprechen geben?

Franz schwur, Niemand etwas von dem zu verrathen, was ihm der Pfarrer mitgetheilt hatte, und überließ demselben, nach seinem Gutachten das Geld anzulegen, weil er den Geistlichen als einen redlichen Mann kannte. Die Priester sind im Allgemeinen wie die Frauen, entweder die Liebe oder die Erbärmlichkeit in Person.

Der Champi aber kehrte mehr betrübt als erfreut in die Mühle zurück. Wie gern hätte er mit den viertausend Franken das Geheimniß seiner Geburt erkauft; und wie selig wäre er gewesen, seine Mutter an das Herz zu drücken! Aber vielleicht war sie gestorben, und das Geld, welches der Pfarrer den Auftrag hatte ihm einzuhändigen, war ihr Vermächtniß. Es machte ihn noch trauriger, darüber in Ungewißheit zu sein, denn er hätte in diesem Fall doch gern als Sohn und guter Christ eine Messe für ihre arme Seele lesen lassen. Doch mochte sie nun todt sein oder lebend, er betete zu Gott, er möge ihr vergeben, daß sie ihn so verlassen habe, und so wie er ihr Unrecht ihr von ganzem Herzen verzeihe, so möge Gott ihm auch sein Fehler verzeihen!

Er gab sich Mühe, über das Vorgefallene das strengste Stillschweigen zu beobachten. Vierzehn Tage lang war er daher bei Tische ganz besonders in sich gekehrt und schweigsam, so daß die Vertaut's gar nicht wußten, was sie aus ihm machen sollten, und sich in hundert Vermuthungen über die Ursache seines Kummers ergingen.

— Dem Burschen hat sicher die Liebe den Kopf verdreht, sagte Meister Vertaut.

— Vielleicht, dachte Jeannette, liebt er mich in der Stille, und aus Furcht, ich könne am Ende glauben, es sei mehr auf mein Geld als auf meine Person abgesehen, wagt er es nicht, mir seine Liebe zu gestehen.

Sie nahm sich daher im Stillen vor, ihn von seiner Schüchternheit zu kuriren, und ließ es nicht an freundlichen Worten und zärtlichen Blicken fehlen, um ihn so, auf halbem Wege ihm entgegen kommend, zum Geständniß zu bringen. Auf diese Weise wurde der Champi in seinem Vorsatze, nicht zu heirathen, fast wankend gemacht, denn seine Vernunft sagte ihm, daß er seine geliebte Magdalena um so eher und besser unterstützen könne, wenn er ein Mädchen heirathe, welches selber Vermögen besitze und also auf das Seinige keinen Anspruch machen würde. Er liebte zwar Jeannetten nicht, doch achtete er sie um ihrer guten Eigenschaften willen, und fürchtete, undankbar zu erscheinen, wenn er ihre Zuneigung zurückwies; ja, es gab Augenblicke, wo er sich den Kummer, welchen sie sich seinetwegen machte, so zu Herzen nahm, daß er sich fast geneigt fühlte, sie zu trösten.

Da begegnete er eines Tages, als er in Angelegenheiten seines Herrn nach Crevant ging, einem Mann aus Presles, welcher ihm erzählte, daß Cadet Blanchet gestorben sei und seine Wirthschaft in der größten Verwirrung zurückgelassen habe, so daß man noch nicht gewiß wisse, ob seine Wittwe die Geschäfte werde fortführen können.

Franz hatte zwar keinen besonderen Grund, den Müller zu lieben, dennoch traten ihm bei dieser Nachricht die Thränen in die Augen, denn er stellte sich Magdalena in diesem Augenblick vor, die um den Vater ihres Kindes trauerte, und diese Vorstellung lockte ihm Thränen in die Augen.

Am liebsten hätte er sich gleich auf's Pferd geworfen und wäre im Gallopp hin zu ihr geritten; doch es war seine Pflicht, sich die Erlaubniß zu der Reise erst bei seinem Herrn einzuholen.

XV.

— Meister, sagte Franz zu Jean Vertaut, ich muß auf unbestimmte Zeit nach Presles reisen, wohin mich dringende Geschäfte rufen; ich bitte euch daher, mir Urlaub zu bewilligen. Solltet ihr mir den Urlaub verweigern, so gestehe ich euch offen, daß ich dennoch die Reise unternehmen würde. Nehmt mir's nicht übel, daß ich so frei von der Leber weg mit euch rede, aber ich verlange als einzigen Lohn für meine Dienste nichts als die Versicherung von euch, daß ihr nicht böse seid, wenn ich jetzt euren Dienst verlasse. Es ist möglich, daß ich schon in acht Tagen wiederkehre, doch es kann auch sein, daß ich erst im Spätjahr, vielleicht auch gar nicht wiederkomme, Meister, denn ich will euch nicht mit leeren Versprechungen hinhalten, die ich vielleicht niemals erfüllen kann. Sollte aber während meiner Abwesenheit sich etwas ereignen, was meine Hülfe nothwendig machte, so schickt nur getrost nach mir, und seid versichert, daß ich gern bereit bin, euch in Allem hülfreiche Hand zu leisten. Ich werde, ehe ich gehe, euch für mich einen Ersatzmann stellen, dem ich, wenn's sein muß, den Lohn überlassen will, der mir bis Johanni von rechtswegen zukommt. So wird sich also ohne beträchtlichen Schaden für euch die Sache in's Werk richten lassen, und so gebet mir, Meister, einen Handschlag, der mir den Abschied von euch erleichtern und mir Glück und Segen bringen soll.

Meister Vertaut wußte wohl, daß Franz nicht leicht seinen Kopf auf etwas setzte, daß aber, wenn er es that, ihn weder Gott noch Teufel von seinem Vorhaben abbringen konnten.

— Geh mit Gott, mein Junge! sagte er, ihm seine Hand reichend. Ich müßte lügen, wenn ich behauptete, daß es mir gleichgültig ist, ob du gehst oder bleibst; lieber aber gebe ich gutwillig zu allem meine Zustimmung, ehe ich dir braven Gesellen etwas in den Weg lege.

Franz hatte den folgenden Tag dazu angewendet, einen Ersatzmann zu suchen; es gelang ihm auch, in einem erst kürzlich aus dem Dienst entlassenen Soldaten einen tüchtigen Müllerburschen zu

werben, der herzlich froh war, gut bezahlte Arbeit und einen guten Herrn zu finden, denn als solcher war Jean Vertaut allgemein anerkannt.

Am Abend wollte er von Jeannette Vertaut Abschied nehmen, denn er hatte sich vorgenommen, den nächsten Morgen beim Sonnenaufgang sich auf den Weg zu machen. Er fand sie an der Scheunenthüre sitzend, sie klagte über Kopfweh und wollte nicht essen. Er sah ihr an, daß sie geweint hatte, und dies that ihm von Herzen leid. Er war in einiger Verlegenheit, denn er wußte nicht recht, wie er es anfangen sollte, ihr für ihre freundlichen Gesinnungen zu danken und ihr zugleich mitzutheilen, daß er beabsichtige, sie zu verlassen. Er setzte sich neben sie auf ein Bündel Gerstenstroh, das dort am Boden lag, und hatte die besten Absichten von der Welt, mit ihr zu reden, allein er konnte kein Wort heraus bekommen. Jeannette sah ihn einen Augenblick von der Seite an und hielt dann ihr Taschentuch vor die Augen. Er war im Begriff, ihre Hand zu erfassen, und sie durch einen herzlichen Druck zu ermuthigen, allein es fiel ihm ein, daß er ihr mit gutem Gewissen doch nicht das sagen könne, was sie am liebsten gehört hätte.

Als die arme Jeannette ihn in seinem Schweigen verharren sah, schämte sie sich ihres Kummers und entfernte sich leise und ohne Groll von ihm, um sich ungestört und nach Herzenslust in der Scheune auszuweinen.

Sie hoffte, er würde ihr dorthin folgen und ihr vielleicht einige freundliche Worte des Trostes sagen, allein sie täuschte sich; er folgte ihr nicht, sondern ging traurig zum Abendessen, ohne ihr ein Wort zu sagen.

Es wäre unrecht, zu behaupten, daß Franz mit Gleichgültigkeit ihren Kummer sah, sein Herz war im Gegentheil sehr davon ergriffen, und es kam ihm wohl der Gedanke in den Sinn, daß er unter anderen Verhältnissen mit diesem braven Mädchen, die ihn so innig liebte, vielleicht glücklich geworden wäre; dann aber dachte er wieder an Magdalena, die arme Verlassene, die in ihrem Unglück der Stütze eines helfenden Freundes bedürfe. War sie doch auch einst seine Vorsehung geworden, als er, ein armes, hungriges,

halb nacktes und vor Frost zitterndes Kind zum ersten Mal an ihren Brunnen trat! Und hatte sie nicht Tag und Nacht sich abgemüht und der harten Behandlung ihres Mannes sich ausgesetzt um seinetwillen?

Mit diesen Vorstellungen ausgerüstet, verließ er am anderen Morgen mit Tagesanbruch die Mühle. Franz, redete er sich selbst an, laß nun alle Gedanken an Liebschaft und ein sorgloses Wohlleben fahren. Erinnere dich daran, daß du ein armer Champi warst, und mache es nicht wie Jene, die sich in der guten Zeit der schlechten nicht erinnern mögen. O Magdalena, arme Mutter Blanchet! du bist da in meinen Gedanken und flüsterst mir zu: Vergiß mich nicht, mich, die um dich so herbes Leid erfahren, die Tag und Nacht für dich sich abgemüht hat!

Und schneller wurden seine Schritte, als er mit einem letzten Blick nach ihrem Fenster Abschied genommen hatte von Jeannette Vertaut, der er im Herzen einen zärtlicheren Mann wünschte, als er selbst war.

Gern hätte er ihr zum Abschied eine Blume, oder ein grünes Reislein an das Fenster gesteckt, allein es war der Tag nach dem Drei-Königs-Fest, die Felder waren in Schnee gehüllt, die Büsche waren entblößt von Laub, kein Hälmlein war zu sehen.

Da kam er auf den Einfall, die Bohne, die ihm gestern beim Bohnenfeste zugefallen war, in's Taschentuch zu wickeln, und dieses dann, an einem Stock befestigt, an ihrem Fenster aufzustellen, zum Zeichen, daß er sie als Königin gewählt haben würde, wenn sie sich beim Nachtessen hätte sehen lassen.

Eine Bohne ist ja nichts Erhebliches, sagte er zu sich selbst; und es wäre doch eine kleine Aufmerksamkeit, ein Zeichen der Freundschaft, welches sie für das Lebewohl entschädigte, das ich ihr gestern nicht mehr sagen konnte.

Aber es war wiederum eine Stimme in seinem Herzen, welche ihn von diesem Vorhaben abrieth. Denn, sagte er zu sich selber: darf der verlangen, daß Andere ihm ein Gedächtniß bewahren, der selbst vergessen will?

Und nachdem er sich auf diese Weise eines Besseren belehrt hatte, steckte er seine Bohne wieder in die Tasche und schritt rüstig

vorwärts. Und er war noch nicht zwei Flintenschüsse weit von der Mühle entfernt, als ihm plötzlich das Bild Magdalenens vor die Seele trat, die mit schwacher leiser Stimme seine Hülfe anflehte. Dieser Traum leuchtete ihm, wie ein leitender Stern, auf seinem Wege zur Heimath. Schon sah er die große Linde vor sich, die Wiese, den Brunnen und den Mühlensteg, und voller Lust und Freude, den langentbehrten Freund wiederzusehen, sprang ihm Johannes entgegen! — Und der Gedanke an Jeannette Vertaut hemmte nun nicht mehr seine Schritte.

Er ging so schnell, und dachte nicht daran, sich Rast zu gönnen und zu erfrischen, und die erstarrten Glieder in irgend einer Ecke am Kamine zu erwärmen, bis er die große Straße verlassen hatte — und auf dem Wege nach Presles das Kreuz von Plessys erreichte.

Wie er dort angekommen war, fiel er auf seine Knie und umarmte den Stamm des Kreuzes mit der Freude eines guten Christen, der einem lieben Bekannten begegnet. Dann setzte er, den Kirchthurm von Montipouret zu seiner Linken lassend, seinen Weg fort, doch nicht ohne dem dicken Thurm, dem Entzücken der Heimkehrenden, die ihn schon von Ferne sehen, und denen er als Wegweiser dient, einen Willkommsgruß zuzuwinken.

Was aber in dieser Gegend die Wege anbetrifft, so kann ich nicht umhin, sie zu loben, denn sie sind im Sommer äußerst angenehm zu passiren, lachend und strahlend im üppigsten Grün; ja, es gibt deren mit Alleen von so tiefem Schatten, daß kein Sonnenstrahl sie durchdringen kann; aber das sind gerade die Verräther! denn der sorglose Wanderer, dessen Reiseziel Angibault ist, könnte eben so gut in Rom anlangen, wenn nicht zufällig der Kirchthurm von Montipouret so groß wäre, daß er zwischen jeder Lichtung seine leuchtende Hutspitze in die blaue Luft streckt, wodurch der Wanderer über die zu nehmende südliche oder nördliche Richtung belehrt wird.

Unser Champi hatte aber nicht nöthig, die Thurmspitze zu konsultiren, um den richtigen Weg einzuschlagen, denn er kannte jeden Baum, jeden Strauch, jeden Pfahlzaun, jedes Mühlenrad in dieser Gegend, und er hätte selbst mitten in der Nacht den geradesten Weg so sicher gefunden, wie ein Vogel in der Luft.

Es war so ungefähr um die Mittagsstunde, als er die Mühle von Cormouer durch die entblätterten Baumzweige hindurchschimmern sah; und er merkte es an dem Rauch, der aus dem Schornstein emporstieg, daß das Innere derselben noch nicht verödet war, und die Mäuse darin noch nicht ihren Sabbath feierten.

Er schlug den Wiesenpfad ein, um desto schneller in's Haus zu gelangen; der Weg führte freilich nicht an seinem geliebten Brunnen vorbei, doch sah er von weitem sein helles klares Wasser, das niemals zufriert, weil es einer Felsenquelle entströmt, im Sonnenschein durch die blätterlosen Zweige der Bäume schimmern. Die Mühle hingegen stand ganz im Eis, und man mußte schon sehr geschickt sein, um auf dem glatten Rande des Baches gehn zu können. Da sah er auch das alte Mühlenrad, welches vom langen Dienste ganz schwarz geworden war, und an dessen Schaufeln lange spitze Eiszapfen hingen.

Aber wie viele schöne Bäume waren umgehauen worden, und wie hatte sich das alles hier verändert! Die Gläubiger des verstorbenen Müllers hatten die Axt in Bewegung gesetzt, und man sah rund herum nichts als Stümpfe von frisch abgehauenen großen Erlenbäumen. Die Mühle selbst sah von außen sehr vernachläßigt aus, das Dach war in sehr verfallenem Zustand. Auch der Backofen war durch das Hagelwetter halb zertrümmert.

Was aber den niederschlagendsten Eindruck machte, war die Grabesruhe, die im Innern herrschte, man sah und hörte weder Menschen noch Thiere sich dort regen, ausgenommen einen alten grauen Hund, der unter der Hofthüre hervorschlüpfte und bellend auf unsern Reisenden losstürzte; doch bald erkannte er den Champi und legte sich freudig wedelnd und bellend zu seinen Füßen.

— Hollaho! alter Freund, mein guter Labriche, kennst du mich noch? sagte Franz; ich hätte dich beinahe nicht wieder erkannt, so alt und grau und mager bist du geworden, ach, alle Rippen stehen dir heraus, und dein Bart ist schneeweiß geworden.

Franz machte sich mit dem Hunde zu schaffen; es war, als ob er Zeit gewinnen wollte; er, der bis jetzt keinen Augenblick verloren und mit Sturmeseile die geliebte Heimath zu erreichen suchte, er stand jetzt zögernd vor der Thüre. Das Herz klopfte ge-

waltig in seiner Brust, seltsame Ahnungen stiegen in ihm auf. Konnte nicht statt des Müllers Magdalena gestorben sein? Vielleicht war die Nachricht, die er erhalten hatte, falsch?

So quälten ihn tausend Befürchtungen und Vermuthungen, wie es oft zu geschehen pflegt, wenn man im Begriff ist, das zu erreichen, was man so sehnlich gewünscht hat.

XVI.

Endlich faßte er sich ein Herz und öffnete die Thüre. Wie erstaunte er aber, anstatt Magdalena ein schönes junges Mädchen, frisch wie der junge Morgen und munter wie ein Hänfling, vor sich zu sehn.

— Was steht zu euren Diensten, junger Herr?

Franz sah die schöne Fragerin nicht weiter an, sondern schaute sich nach Magdalena um, die er nirgends gewahrte. Er bemerkte nur, daß die Gardinen ihres Bettes zugezogen waren, und sein ängstlich pochendes Herz sagte ihm, daß sie dort sei.

Er ließ daher das junge Mädchen, welches die Schwester des Verstorbenen war, ohne ihr zu antworten, stehn, ging stracks dem Bette zu und zog die Vorhänge zurück. Da sah er Magdalena, bleich und abgezehrt vom Fieber, in ihrem Bette liegen; sie schlief.

Er sah sie unverwandt und lange an, ohne ein Wort zu reden, und ungeachtet seines Kummers, sie krank wiederzufinden, ungeachtet seiner großen Furcht, sie vielleicht sterben sehn zu müssen, war er doch glücklich, ihr Angesicht vor sich zu sehen und sich sagen zu können: das ist sie, das ist Magdalena!

Marietta Blanchet aber zog ihn leise zurück, machte die Vorhänge wieder zu, winkte ihn dann zu sich an den Kamin und sagte:

— Ihr seid mir fremd, ich kenne euch nicht, was steht zu euren Diensten, junger Mann?

Franz aber, anstatt zu antworten, richtete an sie selbst die Fragen: wie lange Magdalena krank sei, ob ihre Krankheit gefährlich wäre, ob sie gut gepflegt würde, und ob man einen Arzt zu Rath gezogen habe?

Hierauf erwiederte Marietta, daß sie seit dem Tode ihres Mannes krank sei, daß sie sich während der Krankheit Blanchets zu sehr angegriffen, daß man bis jetzt zu keinem Arzt geschickt habe, daß dies aber geschehen würde, sobald ihr Zustand sich verschlimmern sollte; was aber ihre Pflege beträfe, so befände sich dieselbe in guten Händen, denn sie selber habe diese übernommen, und schone sich durchaus nicht, wie dies denn auch ihre Schuldigkeit wäre.

Als sie das gesagt hatte, sah Franz ihr einen Augenblick scharf in die Augen, und hätte er es nicht schon gewußt, daß Blanchets Schwester im Hause sei, so hätte er sie sicherlich an der Aehnlichkeit mit ihrem Bruder erkannt. Denn obgleich dieser ein mürrisches verdrießliches Ansehen und Marietta ein hübsches, angenehmes Gesicht hatte, war doch die Aehnlichkeit zwischen Beiden unverkennbar.

Es gibt gewisse wunderbare Aehnlichkeiten zwischen durchaus hübschen und entschieden häßlichen Gesichtern, die man nicht erklären kann. Mariettens Aeußeres war eben so einnehmend und angenehm, als das ihres verstorbenen Bruders abstoßend und unangenehm war, und dennoch herrschte zwischen beiden eine nicht zu leugnende Aehnlichkeit. Derselbe Zug, welcher dem Gesicht des Müllers ein so finster grollendes Ansehn gab, war in dem hübschen Gesicht des jungen Mädchens zu einem blos schmollenden Trotz gemildert. Sie sah eher aus wie Jemand, der sich selber vor nichts fürchtet, als wie Jemand, der Anderen Furcht einflößen will.

Franz betrachtete sich diese niedliche Krankenwärterin, die wie aus dem Ei geschält aussah, so glatt und sauber gescheitelt waren ihre Haare, so zierlich ihr Kopfputz, so fein und weiß ihre Hände, so kokett das kleine Schürzchen, und die ganze Erscheinung, so aufgeputzt, so frei und resolut in Gang und Bewegung, machte auf ihn einen ganz anderen Eindruck als den der Aufopferungs-

fähigkeit. Er setzte sich daher schweigend in die Ecke des Kamins und nahm sich fest vor, diesen Platz nicht eher wieder zu verlassen, als bis er die Kranke genau beobachtet und sich ein bestimmtes Urtheil über ihren Zustand gebildet hatte.

Marietta war im Stillen nicht wenig erstaunt, als sie sah, wie dieser junge Fremde so wenig Umstände machte und so ungenirt und unaufgefordert am Kamin Platz nahm, wie Einer, der zur Familie gehörte. Da er sich aber mit dem Feuer zu schaffen machte und sich nicht weiter um sie kümmerte, ihr auch zum Plaudern nicht sehr aufgelegt erschien, richtete sie auch weiter keine Fragen nach seinem Namen und der Ursache seines Kommens an ihn.

Im nächsten Augenblick trat Katharina in die Stube, die alte, treue Magd, die nun schon beinah zwanzig Jahre in der Mühle diente. Ohne Franz zu bemerken, trat sie direkt an's Bett der Kranken, schob die Vorhänge zurück und beobachtete einige Augenblicke aufmerksam ihre Herrin, dann ging sie zu Marietta, um sich zu überzeugen, ob sie den Thee richtig bereitet habe. Ihr ganzes Thun zeugte von einer großen Sorgfalt für die Kranke, und Franz war so gerührt davon, daß ihm der freundliche Gruß, mit welchem er die alte treue Dienerin anreden wollte, in der Kehle stecken blieb.

XVII.

Diese aber trat nun an den Kamin und bückte sich, um die Kohlen zu schüren. Bei dieser Gelegenheit bemerkte sie die ausgestreckten langen Beine unsres Champi, und fuhr erschrocken zurück.

— Was ist das? murmelte sie zu Marietten gewendet; wer ist denn der da, und was will er hier?

— Ja, frage ihn nur selber, ich weiß so wenig, wer es ist, wie du. Mir hat er nichts gesagt, ich kenne ihn nicht. Er kam hier herein wie in ein Wirthshaus und machte es sich ohne Umstände am Feuer bequem. Er frug nach dem Befinden meiner Schwäge-

rin wie ein Verwandter oder wie ein Erbe, dann aber setzte er sich an's Kamin und, wie du siehst, sitzt er noch da. Wenn du wissen willst, wer es ist, so geh du nur hin und rede mit ihm, ich thue es nicht; wer weiß, was das für ein Hecht ist.

— Wie, ihr glaubt also, daß er etwas Schlimmes im Schilde führt? Geht, geht, so sieht er mir nicht aus. Ich kann ihn freilich nicht ganz genau sehen, denn er hat das Gesicht in seine beiden Hände vergraben.

— Ich sage dir: ich trau ihm nicht.

— Seid ohne Furcht, Marietta, ich will ihn schon in Respekt halten; und wenn er uns was thun will, schütte ich diesen Kessel mit siedendem Wasser über seine langen Beine, oder werfe ihm den Feuerbock an den Kopf.

Während sich die Beiden flüsternd so mit einander beriethen, dachte Franz an Magdalena. Ach, diese arme Frau, die nur Kummer und Elend mit ihrem Mann erlebte, den sie demungeachtet mit so großer Aufopferung gepflegt hat, daß sie nun selber krank und bis zum Tod erschöpft auf ihrem Lager liegt. Und dieses Mädchen, der verhätschelte Liebling ihres Bruders, wie die Leute sagen, sieht mir nicht eben darnach aus, als ob sein Tod ihr allzugroßen Kummer machte, und als ob die Nachtwachen ihre Gesundheit angegriffen hätten, denn sie sieht frisch und blühend aus und ihre Augen leuchten hell und klar wie Sterne in der Winternacht.

Er konnte sich nicht enthalten, sie unter dem Schutz des tief in die Stirn gedrückten Hutes heimlich zu beobachten: er hatte noch nie ein so rosiges, schalkhaftes, muthwilliges Mädchengesicht gesehen. So sehr sich aber auch die Augen an ihrem Anblick weideten, das Herz blieb unberührt davon.

— Gut, ich will mit ihm reden, sagte Katharina leise zu dem jungen Mädchen; denn ich muß doch wissen, was er eigentlich hier will.

— Sei aber vorsichtig, flüsterte Marietta, bringe ihn nicht auf; du weißt, Johannes ist nicht zu Hause, es würde also Niemand unser Schreien hören.

— Johannes! rief nun Franz aus, der von alle dem, was sie so heimlich mit einander flüsterten, nur dieses eine Wort verstanden hatte; wo ist er denn? ist er recht groß und stark geworden?

— Aha, dachte Katharina, darnach frägt er, weil er etwas Böses im Sinn hat. Wer um's Himmels Willen mag denn dieser Mensch nur sein? seine Stimme ist mir eben so fremd wie seine Gestalt. Jetzt aber werde ich ihm dreist unter den Hut sehn, denn ich muß wissen, was für einen Gast wir hier beherbergen.

Katharina war ein beherztes Frauenzimmer, sie hatte den starken Knochenbau eines Ackersmannes und den Muth eines Soldaten; sie fürchtete sogar den Teufel nicht. Sie stellte sich unserem Champi dicht vor die Nase, fest entschlossen, ihm den Hut abzureißen, wenn es sein müßte, um zu sehen, ob der darunter steckende Kopf der eines Gurgelabschneiders oder der eines ehrlichen Christenmenschen sei. Sie war weit davon entfernt zu ahnen, daß der hübsche blonde Krauskopf des guten Franz darunter stecke; denn erstens kümmerte sie sich um die Vergangenheit nicht mehr als um die Zukunft; der Champi war ihr daher längst aus dem Sinn entschwunden, und überdies hatte sich dieser im Aeußeren so sehr verändert, daß sie nicht leicht in dem schmucken, schönen, jungen Mann den armen Champi wiedererkannt hätte. In dem Augenblick aber, wo sie sich zu ihrem beabsichtigten Angriff anschickte, erwachte Magdalena und rief sie zu sich, und mit leiser, kaum vernehmbarer Stimme bat sie um ein wenig Wasser.

Franz war wie der Blitz von seinem Sitze aufgesprungen, und wäre der Erste an ihrem Bett gewesen, hätte er nicht eben so schnell überlegt, daß der Schrecken der Ueberraschung der Kranken schaden könne. Er begnügte sich also damit, Katharina den Thee zu reichen, die ihn aus seiner Hand entgegen nahm und sich damit eilig dem Bett ihrer Herrin näherte. Darüber vergaß sie für den Augenblick, nach etwas Anderem zu fragen.

Nun näherte sich auch Marietta dem Bett, um ihre Pflicht zu erfüllen. Sie umfaßte mit beiden Armen die Kranke und setzte sie im Bette aufrecht, daß sie bequem trinken konnte, welches Ge-

schäft freilich nur sehr geringer Kräfte bedurfte, denn die Arme war so elend geworden, daß sie einen jammervollen Anblick bot.

— Wie ist dir's jetzt, fühlst du dich nun ein wenig wohler Magdalena? frug Marietta.

— Ja, ja, es geht mir besser, liebes Kind, antwortete die Gefragte mit so schwacher Stimme, als ob sie schon dem Tode nahe wäre, denn sie beklagte sich niemals, um Andere nicht zu beunruhigen. Wer ist der große Mann dort am Kamin, Marietta? oder, träume ich nur, daß ich ihn sehe? Es ist doch nicht Johannes?

Und Katharina nahm das Wort und sagte:

— Wir wissen's selbst nicht, Frau, er redet nicht und steht da wie ein Stock.

— Der Champi machte nun vorsichtig eine kleine Bewegung, und sah dabei Magdalena mit seinen guten treuen Augen ein wenig schüchtern an, denn er fürchtete noch immer, die Ueberraschung möge ihr schaden, obgleich er vor Begierde brannte, mit ihr zu reden. Jetzt sah ihm Katharina auch in das Gesicht, doch sie erkannte ihn nicht: die dreijährige Abwesenheit hatte ihn zu sehr verändert. Sie glaubte, Magdalena fürchte sich vor ihm und sagte beschwichtigend zu ihr, sie möge sich nicht ängstigen, sie wäre gerade eben im Begriff gewesen, dem fremden Mann die Thüre zu weisen, als sie nach ihr verlangt habe.

— Nein, Katharina, schicke ihn nicht fort, sagte Magdalena mit etwas lauterer Stimme, indem sie ihren Bettvorhang zurückzog, um Franz besser sehen zu können. Ich kenne ihn recht gut, er ist für mich kein Fremder, es ist mein guter Sohn, und er hat recht daran gethan, mich aufzusuchen. Komm, komm her, Franz, ich habe alle Tage Gott um die Gnade gebeten, dich vor meinem Tod noch segnen zu können.

Und der Champi flog hin zu ihr, er stürzte vor ihrem Lager auf die Knie und schluchzte laut vor Schmerz und Freude, so heftig, daß er schier erstickte. Magdalena aber ergriff mit ihren beiden zitternden Händen die seinen, zog dann seinen Kopf an ihr Herz, und küßte ihn:

— Geh, rufe mir Johannes, Katharina, geh, auf daß er sich

mit mir seines Anblicks freut. O, ich danke meinem Gott, Franz, daß du da bist, und jetzt, jetzt kann ich ruhig sterben, denn ich kann Abschied nehmen von meinen beiden Söhnen.

XVIII.

Nun lief die Katharina so schnell sie ihre Beine tragen konnten, um den Johannes aufzusuchen; und Marietta, die vor Begierde brannte, zu erfahren, was das alles zu bedeuten habe, lief ihr nach, um sie auszuforschen.

Jetzt war Franz mit Magdalena allein, die ihn nochmals küßte und dann in Thränen ausbrach. Dann aber fiel sie halb ohnmächtig vor Schwäche zurück in ihre Kissen. Franz war außer sich; er wußte nicht, was er thun solle, um sie wieder in das Leben zurück zu rufen. Er konnte sie nur in seinen Armen halten, und sie stets von neuem seine geliebte theure Mutter nennen, und sie bitten, doch noch nicht zu sterben, weil er ihr ja so viel, so viel zu sagen habe.

Endlich brachten seine Bitten und Liebkosungen sie wieder zu sich. Sie erholte sich, konnte ihn wieder sehen und vernehmen, was er sprach. Er theilte ihr nun mit, daß eine geheime Ahndung ihm gesagt hätte, wie nöthig er ihr sei; daß er sich dann von allem losgesagt und auf den Weg zu ihr gemacht habe, und daß er sie nun niemals wieder verlassen werde, wenn sie ihn als Knecht in ihrem Dienst behalten wolle, er verlange ja nichts, als ihr sein Leben weihen zu dürfen. Nein, antwortet mir nicht, sprecht nicht zu mir, geliebte Mutter, setzte er hinzu, es möchte euch zu sehr angreifen. Seht mich lieber an, wenn es euch Freude macht, mich wiederzusehen, und ich will es als ein Zugeständniß von euch annehmen, daß ihr auf meinen Vorschlag eingeht.

Und Magdalena sah ihn mit einem solchen Ausdruck innerer Glückseligkeit an, und seine Worte waren für sie so trostreich, daß Beide mitten in ihrem Unglück noch glücklich waren.

Jetzt kam auch Johannes, den Katharina mit großem Jubelgeschrei herbeigerufen, um sich seinen Antheil an der Freude des Wiedersehens zu holen. Er war ein hübscher Jüngling von fünfzehn Jahren geworden, nicht sehr stark, aber so voll sprudelnden Lebens und so artig und freundlich gegen Jedermann, daß er überall gern gesehen und wohlgelitten war. O wie freue ich mich, dich so gesund und fröhlich wiederzusehen, mein Johannes! rief Franz aus; und auch das ist mir lieb, daß du nicht gar so groß und stark geworden bist, denn so wirst du noch immer meiner Hülfe bedürfen, wenn du auf die großen Bäume klettern oder über den Strom schwimmen willst. Du bist immer noch ein wenig schwächlich, aber doch nicht krank, nicht wahr? du wirst wohl noch eine Zeit lang mein Kind sein, und ich werde dir, wie sonst, den Willen thun müssen.

— Ja, ja, ich weiß wohl noch recht gut, daß du mir immer den Willen gethan hast, Franz, erwiederte Johannes.

— Sieh da! du weißt es also noch? du hast den Franz noch nicht vergessen? Hast du denn immer noch wie sonst dreihundert Wünsche auf einmal?

— Nein, er ist vernünftiger geworden, er begnügt sich jetzt mit zweihundert; sagte Magdalena.

— O das ist hübsch, Mütterchen, daß du wieder ein wenig heiter bist! rief vergnügt Johannes, und jetzt will ich nicht allein dreihundert, nein, ich will fünfhundert Wünsche täglich zum Himmel schicken, daß er dich recht, recht bald wieder gesund machen möge.

Katharina stand draußen auf der Thürschwelle, es ließ ihr keine Ruhe, sie wollte auch gern Franz sehen und mit ihm plaudern, aber die Marietta hielt sie fest und bestürmte sie mit Fragen.

— Wie, rief sie aus, das ist ein Champi? Ich kann es gar nicht glauben, er sieht ja so anständig aus.

Und sie betrachtete ihn durch die Thürspalte.

— Wie kommt es denn aber, daß er Magdalena kennt, und daß er ihr Freund ist?

— Sie hat ihn ja erzogen, er ist ja so zu sagen ihr Sohn,

er war lange Zeit in ihrem Hause, er war immer ein herzensguter, ein sehr braver Junge, ja, das muß man ihm lassen.

— Sie hat mir aber doch niemals etwas von ihm erzählt, und auch du nicht, Katharina.

— Ach, ich dachte viel an ihn: wie er fort war, hatte ich ihn vergessen. Und ich sprach niemals mit der Frau von ihm, weil ich wohl wußte, wie viel Verdruß sie seinetwegen mit eurem verstorbenen Bruder hatte.

— Verdruß? Ei, ei, wie so denn?

— Du liebe Zeit, weil sie ihn gern hatte, und sie konnte wohl auch nicht anders, denn das muß wahr sein, der Franz war immer eine Seele von einem Jungen. Euer Bruder aber konnte ihn nicht leiden, und darum schaffte er ihn aus dem Haus. Ihr wißt, der Müller war bekannt als Grobian.

— Jetzt, da er todt ist, laß uns davon schweigen.

— Freilich, freilich, er ist todt, ich dachte nicht daran, mein Gedächtniß wird so schwach. Und doch sind es kaum vierzehn Tage, daß wir ihn begraben haben. Aber jetzt laßt mich hinein gehn, Mamsell, ich will ihm etwas zu essen bringen, er wird sehr hungrig sein, der arme Junge.

Und sie schlüpfte in das Zimmer, um Franz auch ihrerseits zu umarmen, denn nun er ein so hübscher, schmucker Gesell geworden war, dachte sie nicht mehr an die Zeit, wo sie gesagt hatte, daß sie lieber einen Holzschuh als einen Champi küssen würde.

— Ach, mein guter Franz, sagte sie, wie froh bin ich, dich wieder zu sehen, ich dachte nicht, daß du noch einmal wieder kommen würdest. Seht ihn doch an, Frau, wie der Junge sich herausgemacht hat. Ich wundere mich nur, daß ihr ihn gleich wieder erkannt habt; hättet ihr mir nicht gesagt, daß es der Franz sei, ich hätte es mein Lebtag nicht geglaubt. Nein, was für ein prächtiger Bursch ist das geworden; und einen Bart hat er schon bekommen, ja, meiner Treu, er hat einen Bart, Frau! Man sieht ihn zwar noch nicht recht, aber man fühlt ihn schon. Gelt, Franz, der stach noch Keinem in die Finger, als du fortgingst? Und was er für ein paar Arme und Beine und Hände hat! So

ein Arbeiter wie der da gilt für drei andere. Hast du denn auch brav Geld verdient da unten? Wie viel Lohn hast du bekommen?

Magdalena mußte im Stillen über Katharinens Wohlgefallen lachen; auch sie freute sich herzlich über sein gesundes, blühendes Aussehn. Sie wünschte, auch Johannes möge, wenn er ausgewachsen, so aussehen. Marietta aber schämte sich, als sie sah, daß Katharina einen jungen Mann so dreist ansah, sie wurde blutroth, ohne dabei an etwas Böses zu denken. Aber je mehr sie sich hütete, ihn anzusehen, desto mehr schaute sie nach ihm hin, und je mehr sie nach ihm hinschaute, desto klarer wurde es ihr, daß Katharina recht hatte, wenn sie sagte, daß er ein hübscher, junger Mann sei, der so gerade und kräftig auf seinen Füßen stand, wie eine Eiche.

Unwillkürlich ließ sie sich die Sorge, ihn zu bedienen, sehr angelegen sein. Sie schenkte ihm fleißig Wein ein, und mahnte ihn, zu essen und zu trinken, wenn er, im Anschauen Magdalenens und des Johannes versunken, alles vergaß.

— So eßt doch, sagte sie, ihr rührt die Speisen ja kaum an, man sollte denken, ihr müßtet guten Appetit haben, da ihr einen so weiten Marsch gemacht habt.

— Laßt euch das nicht kümmern, Mademoiselle, sagte endlich Franz, denn ich bin viel zu glücklich, um an Essen und Trinken denken zu können.

— Nun komm, Katharina, sagte Franz, als der Tisch wieder abgeräumt war, wir wollen ein wenig zusammen das Mühlenwerk besichtigen. Ich glaube bemerkt zu haben, daß alles sich hier in ziemlich verfallenem Zustande befindet. Ich möchte deshalb mit dir Rücksprache nehmen.

Und als er mit ihr draußen war, erkundigte er sich so genau nach dem Zustand der Wirthschaft wie ein Mann, der seine Sache versteht und alles wissen muß.

— Ach Gott, Franz, sagte sie, indem ihr die Thränen in die Augen traten, es geht alles sehr schlecht, und wenn unserer armen Frau Niemand zu Hülfe kommt, wird wohl ihr letztes bischen Habe noch in Prozeßkosten darauf gehn, ja so weit wird es wohl diese schlechte Person noch bringen.

— Beruhige dich, Katharina, weine nicht so, sonst kann ich dich nicht verstehen. Erkläre dich deutlich: wen meinst du mit der schlechten Person? ist es vielleicht die Severa?

— Nun freilich, wer denn sonst? Sie begnügte sich nicht damit, unserem Herrn bei Lebzeiten sein Vermögen durchgebracht zu haben, sie streckt auch noch nach seinem Tode die Hand nach allem aus, was er hinterlassen hat. Sie sagt, sie habe Papiere von ihm, und wenn wir auch unser ganzes Hab und Gut verkauften, so reichte das doch noch nicht hin, um sie bezahlt zu machen. Sie schickt uns fast alle Tage Gerichtsdiener in's Haus, und die Gerichtskosten sind schon sehr beträchtlich. Unsere Frau hat schon alles gethan, was sie nur konnte, um sie zufrieden zu stellen. Ach, der Kummer und die Anstrengungen während der Krankheit des Herrn werden sie noch unter die Erde bringen. Wenn das so fortgeht, werden wir bald nichts mehr haben als das nackte Leben. Auch der Müllerbursche hat uns im Stich gelassen, weil er seit zwei Jahren keinen Lohn mehr bekommen hat. Nun steht die Mühle still, und bald werden wir keine Kundschaft mehr haben. Man hat uns die Pferde aus dem Stall genommen und auf die Ernte Beschlag gelegt, alles soll verkauft werden, ja, auch die Bäume rings herum wollen sie abhauen, ach, Franz, es ist ein Jammer!

— Und wie steht es denn mit dir, Katharina, hast du denn auch deinen Lohn nicht bekommen?

— Ich meinen Lohn? schrie Katharina, deren klagender Ton sich plötzlich in einen brüllenden verwandelte, ich will es keinem rathen, je darnach zu fragen, Lohn oder nicht Lohn, das geht Keinen was an!

— Du bist ein braves Mädchen, Katharina, sagte Franz, pflege du nur deine Kranke so fort, wie du es bisher gethan, und sei wegen des Uebrigen außer Sorgen. Ich habe mir da unten ein Gut Stück Geld verdient und bringe genug mit, um Pferde, Ernte und Bäume zu retten. Was die Mühle betrifft, so werde ich sie wohl selbst wieder in Gang bringen können, und brauche dazu keinen Stellmacher. Der flinke Johannes soll sogleich zu

allen Kunden laufen und bestellen, daß sie wieder lustig klappert, und daß der Müller auf Getreide wartet.

— Und willst du nicht auch einen Arzt für unsere Frau kommen lassen, Franz?

— Noch nicht, ich will sie erst noch bis zum Abend beobachten; denn mit den Aerzten ist es eine eigene Sache, man muß ihre Hülfe nur im äußersten Fall beanspruchen; wenn es nicht gar zu schlimm mit der Krankheit steht, ist es besser, sich ohne Arznei zu behelfen, und der Natur ihren freien Lauf zu lassen, die sich selbst am besten hilft. Schon das bloße Gesicht eines Arztes, das für den Reichen immer ein Trost ist, ist für den Armen ein Schrecken, weil er nur gewohnt ist, ihn zu sehen, wenn's mit der Krankheit sehr gefährlich steht. Ich halte dafür, daß die beste Kur für unsere Kranke sein wird, wenn sie erfährt, daß ihre Wirthschaft wieder in die richtige Ordnung gebracht wird und daß die Geschäfte wieder den alten gewohnten Gang gehen.

Und nun möchte ich dich noch um eine Sache befragen, welche mich beunruhigt. Du weißt von Alters her, daß ein offenes Wort bei dem Champi immer gut aufgehoben ist, und kannst daher getrost die Wahrheit sagen.

— Ich weiß es wohl; doch warum nennst du dich noch immer Champi? Das ist ein Name, den du nicht verdienst, Franz.

— Laß doch, ich bin, was ich bin, und es fällt mir nicht ein, mich dessen zu schämen. Aber nun sage mir offen, Katharina: was hältst du von Marietta Blanchet?

— Ei der Tausend, das ist eine hübsche schmucke Dirne, ja, das muß wahr sein. Habt ihr euch vielleicht schon in ihre munteren Augen vergafft? He, wollt ihr sie heirathen? Nun, es wäre keine schlechte Partie, sie hat was, ihr Bruder konnte sich nicht an ihr Vermögen heran machen, es war festgestellt, denn sie ist minorenn, und wenn ihr nicht vielleicht eine Erbschaft gemacht habt, Franz —

— Ein Champi macht selten eine Erbschaft, sagte Franz, und mit der Heirath hat's noch gute Weile. Ich will von dir nur wissen, Katharina, ob dieses Mädchen einen besseren Charakter

als ihr Bruder hat, und ob Magdalena von ihr Schlimmes oder Gutes zu erwarten hat, wenn sie bei ihr im Hause bleibt?

— Das kann euch nur der liebe Gott sagen, meinte Katharina, aber nicht ich. Bis jetzt war sie ganz ohne Arg. Sie putzt sich gern, tanzt gern und geizt mit ihrem Gelde nicht. Natürlich, verwöhnt ist sie ein bischen, denn unsere Frau hat sie sehr gut behandelt, sie hatte immer ihren Willen. Bis jetzt hatte sie wohl wenig Ursache, bös zu sein, es kann aber noch kommen.

— War sie ihrem Bruder sehr zugethan?

— Nicht sehr. Nur wenn er sie in Gesellschaft führte, und unsere Frau wollte es nicht leiden, daß er sie mit zu der Severa nahm, denn, sagte sie, solche Gesellschaft schicke sich schlecht für ein junges Mädchen, dann schmeichelte sie ihrem Bruder, weil ihr das Vergnügen im Kopfe stak, bis er nachgab und sie mitnahm. Auf diese Weise wurde die Marietta bekannter mit der Severa, als es uns lieb war; sie war aber trotzdem immer sehr artig und freundlich gegen ihre Schwägerin.

— Gut, Katharina, ich weiß nun schon genug. Nur das Eine thue mir noch zu Gefallen: sage dem jungen Mädchen nichts von dem, was wir zusammen gesprochen haben.

Es kam nun bald alles so, wie es Franz der Katharina vorausgesagt hatte. Johannes war in aller Eile zu den Kunden gelaufen, und noch an demselben Abend langte Korn zum Mahlen an. Die Mühle aber hatte Franz bald wieder in guten Stand gesetzt. Er hatte das Rad vom Eise befreit, die Speichen an der Maschine geschmiert und die zerbrochenen Zapfen durch neue ersetzt. Er arbeitete bis zwei Uhr in die Nacht hinein, und um vier Uhr war er schon wieder auf den Beinen. Dann schlich er sich leise an das Bett der Kranken, wo er Katharina fand, welche bei ihr gewacht hatte. Magdalena hatte eine gute Nacht gehabt. Die Ankunft ihres Pflegesohnes und die Hülfe, die er ihr mitbrachte, hatte sie einer großen Sorge überhoben. Da Katharina nicht eher die Kranke verlassen wollte, als bis Marietta aufgestanden war und sie abzulösen käme, frug sie Franz, um welche Zeit gewöhnlich das junge Mädchen aufstünde.

— Nicht vor Tagesanbruch, war die Antwort.

— Dann müßtest du ja noch über zwei Stunden auf sie warten und entbehrtest ganz und gar den Schlaf.

— O, ich schlafe dafür am Tag auf dem Stuhl, oder in der Scheune auf dem Stroh, wenn ich die Kühe füttere.

— Nein, du sollst jetzt schlafen gehen, Katharina, und ich werde hier bleiben, um der jungen Dame zu zeigen, daß es Leute gibt, die später zu Bette gehen als sie und doch früher aufstehn. Ich will die Zeit des Wartens dazu anwenden, die Papiere nachzusehen, die der Verstorbene hinterlassen, und auch zugleich diejenigen, welche das Gericht seit dem Tode ihres Mannes an Frau Blanchet geschickt hat. Wo finde ich sie?

— Hier, in der Kiste der Frau Magdalena, sagte Katharina. Ich will euch gleich ein Licht anstecken, Franz. Ja, nehmt euch nur der Sache ein wenig an und seht zu, wie ihr die arme Frau aus der Verlegenheit herauszieht. Ihr versteht euch ja auf Schriftliches.

Und nun ging die gute Katharina und legte sich, wie Franz gesagt hatte, zu Bett. Sie gehorchte ihm schon, als ob er der Herr im Hause wäre. So wahr ist es, daß ein Mann, der Kopf und Herz auf dem rechten Fleck hat, überall befiehlt, und auch überall ein Recht dazu hat.

XIX.

Als Franz sich allein mit Magdalena und Johannes befand, denn der Knabe schlief noch immer, wie früher, in derselben Stube wie seine Mutter, näherte er sich dem Bett der Kranken und fand, daß ihr Aussehen schon bedeutend besser war, als bei seiner Ankunft. Er freute sich darüber, daß nun wahrscheinlich kein Arzt nöthig sei, und er, durch den Trost und den Beistand, welchen er ihr gewähre, die Kranke allein wieder herstellen könne.

Und jetzt machte er sich an die Arbeit. Er sah die Papiere durch und nahm genaue Notiz von den Forderungen der Severa sowohl, als auch von den Mitteln, welche Magdalena noch besaß,

dieselben zu befriedigen. Außer dem, was sie mit Cadet Blanchet durchgebracht hatte, behauptete sie, noch eine Forderung von zweihundert Pistolen an ihn zu haben; und Magdalena's eigenes Vermögen mit sammt der Erbschaft ihres Sohnes betrug kaum diese Summe, denn der Müller hatte seinem Kinde nichts als die Mühle hinterlassen, alles, was er sonst noch in Feldern und Grundstücken besessen, war in den Händen dieses leichtsinnigen Vaters wie Märzschnee zerronnen.

— Gott sei gelobt! dachte Franz, daß ich meine vierhundert Pistolen bei dem Herrn Pfarrer in Aigurande stehn habe, so können wir ihr wenigstens Haus und Hof und ihr eigenes Vermögen retten. Aber vielleicht hat es mit den Forderungen der Severa nicht seine Richtigkeit. Zuerst müssen wir sehen, ob die von Blanchet unterzeichneten Schuldscheine nicht etwa durch Betrug und List von der Severa erpreßt sind, und dann lassen die Käufer der Grundstücke vielleicht ein Wörtlein mit sich reden. Ich weiß sehr wohl, was es mit derartigen Dingen für eine Bewandniß hat, und nach dem Namen der Käufer zu urtheilen, wollte ich meine Hand darauf in's Feuer legen, daß hier das Thalernest zu finden ist.

Die Sache verhielt sich aber einfach so: Blanchet, als er sich einige Jahre vor seinem Tode in Geldverlegenheit befand und sich auch bei der Severa sehr in Schulden gesteckt hatte, verkaufte seine Grundstücke zu den niedrigsten Preisen und überwies die Zahlung dafür der Severa, um sich auf diese Art von ihr und ihren Helfershelfern zu erlösen. Aber wie es meist bei Einzelverkäufen zu geschehen pflegt, ging es auch hier. Die Mehrzahl der durch das gute Ackerland angelockten Käufer waren gleichwohl nicht im Stande zu zahlen, ja nicht einmal die Zinsen aufzubringen. Das konnte zehn bis zwanzig Jahre so fortgehen; es waren Hypotheken, welche der Severa und ihren Genossen gehörten, aber es waren schlechte Hypotheken, und Severa hatte sich oft über die Eile beklagt, mit welcher Blanchet die Sachen betrieben hatte, denn sie fürchtete auf diese Weise niemals zu ihrem Geld zu kommen. Wenigstens sagte sie das, ob es sich indessen in Wahrheit so verhielt, das wollen wir dahin gestellt sein lassen.

Der Bauer aber läßt nicht so leicht ein Stück Land los, welches er besitzt, und wenn er auch noch so arm ist, so setzt er alles daran, um die Zinsen aufzubringen, damit es nicht in die Hände der Gläubiger fällt.

Die Severa hatte auf guter Hypothek und mit schönen Zinsen ihr Geld auf ihren eigenen Feldern stehn; nichtsdestoweniger hielt sie den Nachlaß Blanchets in ihren Klauen fest, weil sie es einzurichten wußte, daß dieser sich für die Käufer verbürgt hatte und somit für die Zahlung einstehen mußte.

Als Franz alle diese Schliche durchschaut hatte, dachte er darüber nach, wie es wohl am besten zu bewerkstelligen sei, die Grundstücke für einen billigen Preis wieder anzukaufen, ohne Jemand dadurch zu schaden, außer der Severa und ihrer Sippschaft, welche dadurch um ihren Vortheil geprellt würden.

Die Sache war indessen nicht so leicht. Er hatte zwar Geld genug, um alle Grundstücke zum Kaufpreis wieder an sich zu bringen, und weder die Severa noch ihre Konsorten konnten den Rückkauf verweigern, für die Käufer aber war es nur vortheilhaft, die Grundstücke so bald als möglich wieder zu verkaufen, um sich vor künftigem Schaden zu sichern. Franz aber kannte sehr wohl die Liebe der Bauern zu ihrer Scholle Erde und fürchtete nicht ohne Grund ihre Zähigkeit.

Franz zerbrach sich den Kopf, um ein Mittel zu finden, die Käufer zu bewegen, die Grundstücke zu dem Einkaufspreis wieder zu veräußern. Er mußte seine Zuflucht zu einer kleinen Lüge nehmen, welche er denjenigen in das Ohr flüstern wollte, welche bei der Sache interessirt waren. Er wollte sie warnen, die Severa durchaus nicht für so wohlhabend zu halten, als sie sich den Anschein gäbe, es zu sein; sie habe mehr Schulden, wollte er vorgeben, als Haare auf dem Kopf, und der Tag würde nicht gar fern sein, wo ihre Gläubiger kommen würden, um auf ihre ganze Habe, die Außenstände mit eingerechnet, Beschlag zu legen. Er wollte ihnen das so unter der Hand und unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertrauen, und wenn er auf diese Weise die Bauern alle in gehörige Angst gejagt hatte, sollte Magdalena mit seinem Gelde die Grundstücke wieder an sich bringen.

Nun aber machte ihm sein Gewissen zu schaffen; er konnte sich nicht eher zu der Kriegslist entschließen, bis er auf die Idee gekommen war, den Käufern einen kleinen Gewinn anzubieten, um sie für die schon bezahlten Zinsen zu entschädigen. Auf diese Weise wurde es ihm möglich, Magdalenen wieder in den Besitz des Ihrigen zu setzen, und auch die Käufer schadlos zu halten. Was aber die Severa betraf, so machte er sich kein allzugroßes Gewissen daraus, ihr zu Gunsten Magdalena's zu schaden, denn wer möchte es der Henne verargen, wenn sie dem Raubvogel, der ihr ihre Küchlein holt, eine Feder ausrauft?

Indessen war Johannes erwacht, und stand leise auf, um den Schlummer seiner Mutter nicht zu stören; dann, nachdem er Franz einen guten Morgen gewünscht hatte, machte er sich eiligst auf den Weg, um den noch übrigen Kunden zu bestellen, daß die Mühle wieder lustig klappere, und daß ein hübscher Müller das Korn mahle.

XX.

Es war schon heller Tag geworden, als Marietta Blanchet sich endlich dazu bequemte, ihr warmes Nestchen zu verlassen. Sie erschien in einem sehr koketten Traueranzug vom tiefsten Schwarz mit eben so frischem Weiß, so daß sie aussah wie eine kleine Elster. Das arme Mädchen hatte einen großen Kummer, daß nämlich die Trauer ihr für eine Zeit lang das Tanzen nicht gestattete, und daß, wie sie fest überzeugt war, sich ihre Anbeter ihretwegen sehr grämen würden; das gute Kind hatte ein so mitleidiges Herz, daß sie diese armen Leute deswegen aufrichtig bedauerte.

— Wie, rief sie, als sie Franz im Zimmer Magdalenens in den Papieren kramen sah, wie, Herr Müller, euch findet man wohl überall? Bei der Mühle, beim Dintenfaß und an dem Krankenbett. Bald wird man euch wohl auch noch an dem Nähtisch finden!

— Euch aber, Mademoiselle, antwortete ihr Franz, der wohl

bemerkte, daß ihn die schöne Spötterin trotz ihrer Neckereien mit sehr freundlichen Augen ansah, euch habe ich weder am Nähtisch noch am Spinnrad gesehen, so lange ich hier bin. Bald werdet ihr wohl eurer Schlaflust noch weniger Zwang auferlegen, und man wird euch erst um die Mittagszeit zu sehn bekommen, was eurer Schönheit sehr zu Statten kommen wird, da ihr die Morgenluft schaden könnte.

— Ei, ei, gestrenger Herr, wir sind schon auf dem besten Wege, wie es scheint, uns gegenseitig mit Schmeicheleien zu befehden. Nehmt euch in Acht: ich bleibe keine Antwort schuldig!

— Wie es euch beliebt, Mademoiselle.

— Es wird sich finden, schöner Herr. Wo aber steckt Katharina, daß ihr an ihrer Stelle die Krankenwärterin spielt? Soll ich euch vielleicht einen Weiberrock und eine Haube geben?

— Natürlich werde ich ihrer wohl bedürfen, da ihr gewiß meine Blouse anzieht und die Mütze aufsetzt, um euch in die Mühle zu begeben und dort mein Werk zu verrichten, denn die weiblichen Arbeiten scheinen euch eben keinen besonderen Geschmack abzugewinnen; ich wette, ihr spielt lieber den Müllerburschen, als die sorgsame Hauswirthin. Gut, so laßt uns denn die Kleider wechseln.

— Es scheint, ihr wollt mir gute Lehren geben, junger Mann?

— Da ich solche von euch empfange, muß ich sie wohl auch zurückgeben, um nicht euer Schuldner zu bleiben.

— Ich merke schon: ihr seid ein Spaßvogel; doch rathe ich euch, für eure Scherze eine geeignetere Zeit zu wählen. Wir leben hier jetzt nicht in Freuden; kaum sind es vierzehn Tage, daß wir einen Todten in das Grab legten, und wenn ihr fortfahrt, eurem Schnabel so freien Lauf zu lassen, weckt ihr meine Schwägerin auf, die der Ruhe sehr bedarf.

— Ich spreche nur ganz leise, ihr hingegen viel lauter, als es sich in einer Krankenstube schickt.

— Es ist genug, Herr Franz, sagte Marietta mit etwas gedämpftem Ton, doch purpurroth vor Unwillen; seid so gut, euch nach Katharina umzusehen und sie zu fragen, warum sie euch ihr Amt überlassen, bei der Kranken zu wachen?

— Erlaubt, sagte Franz, ohne sich aus der Ruhe bringen zu lassen: erlaubt, Mademoiselle, Katharina mußte wohl die Kranke meiner Obhut überlassen, da ihr selber den Schlaf viel zu sehr liebt, um statt ihrer bei eurer Schwägerin zu wachen. Ich werde Katharina nicht rufen, denn das arme Mädchen hat während der letzten vierzehn Tage genug gewacht, und ist des Schlafes sehr bedürftig, wenn ihr es nicht übel nehmt. Ich schickte sie zu Bett und werde ihre Arbeit thun und auch die meinige, denn es ist Menschenpflicht, einander beizustehen, wo's Noth thut.

— Hört, Herr Franz, sagte die Kleine mit plötzlich verändertem Ton, es kommt mir fast so vor, als befändet ihr euch in dem guten Glauben, daß ich nur an mich denke und an die Andern gar nicht. Es ist wahr, daß ich öfter an Katharina's Stelle hätte wachen können, wie ich es gethan habe; sie klagte aber niemals über Müdigkeit, und ich dachte auch nicht, daß es mit meiner Schwägerin so schlecht stünde. Ihr seid aber sehr im Irrthum, wenn ihr euch einbildet, daß ich deshalb ein böses Herz habe, und ich kann überhaupt nicht begreifen, wie ihr dazu kommt, mir den Text zu lesen, da wir uns doch erst seit gestern kennen, und uns demnach noch viel zu fern stehn. Thut ihr nicht gerade, als wäret ihr der Herr im Haus, und seid doch nur —

— Heraus, heraus mit der Sprache, schöne Marietta! Ihr meint, daß ich doch nur aus Gnade und Barmherzigkeit hier aufgenommen und erzogen wurde, nicht? Und daß ich nicht zur Familie gehöre, und überhaupt keine Familie habe, weil ich ein Champi bin. Hab' ich recht?

Als Franz dies sagte, schaute er dem jungen Mädchen so fest und unverwandt in die Augen, daß sie über und über roth wurde, denn sie sah wohl ein, daß sie es mit einem ernsten und strengen, aber auch zugleich mit einem sanften und unparteiischen Richter ihrer Handlungen zu thun hatte, den nichts zur Ungerechtigkeit zu reizen im Stande war.

Das arme junge Blut überkam es wie eine Anwandlung von Furcht: sie, die sonst ihre Zunge so vortrefflich zu gebrauchen wußte, verstummte plötzlich. Aber trotz dieser Furcht war sie

von dem geheimen Wunsch beseelt, dem schönen jungen Mann, der ihr so fest in die Augen sah und ihr so schlicht und geradezu die Wahrheit in's Gesicht sagte, zu gefallen. Sie war daher verlegen und bestürzt, und mußte ihr Gesicht abwenden, um die Thränen zu verbergen, die ihr in die Augen traten.

Franz aber bemerkte sehr wohl ihre Verlegenheit, und sich freundlich zu ihr wendend, sagte er: ich bin euch nicht bös, Marietta, und ihr habt auch nicht Ursache, mir zu zürnen; ich denke durchaus nicht schlecht von euch. Aber ihr seid noch sehr jung, und wißt noch nichts von Unglück; ich darf euch aber in eurem Leichtsinn nicht beharren lassen, und wenn ich's gut meine mit unsrer Kranken, muß ich euch sagen —

— Ja, sagt nur eure Meinung rund heraus, damit ich meine Leute kennen lerne, und gleich zu Anfang weiß, ob ich es mit einem Freund oder Feind zu thun habe.

— Je nun, sagte der Champi, ich denke, daß der, welcher sich nicht gern und gutwillig allen Mühen und Beschwerden für diejenigen unterzieht, welche er liebt, und welche er in einer schlimmen Lage weiß, besser daran thut, für sich zu bleiben, und nur an seinen Putz und seine Anbeter zu denken, als diejenigen zu verspotten, welche an seiner Stelle thun, was recht ist. Wenn ihr aber ein braves Mädchen seid, Marietta, wenn ihr eure Schwägerin und den Johannes liebt, und einseht, welch ein treues, ehrliches Geschöpf die gute Katharina ist, die wohl für ihre Herrschaft in das Feuer ginge, so müßt ihr ein wenig früher aufstehn, Frau Magdalena pflegen und ihren Johannes trösten, der armen Katharina etwas mehr zur Hand gehen, und vor allen Dingen den Umgang mit der Feindin eurer Schwägerin, der Severa, aufgeben, die ein grundschlechtes Weib ist, das könnt ihr mir glauben. So, das ist meine Meinung.

— Ich bin euch sehr verbunden für diese eure Mittheilung, sagte etwas schnippisch die junge Schöne, doch würde ich euch noch unendlich mehr verbunden sein, wenn ihr mir sagtet, mit welchem Rechte ihr verlangt, daß Andere gerade so denken sollen wie ihr.

— Mein Recht ist das des Champi, des armen Knaben, den Frau Magdalena einst aus Mitleid bei sich aufgenommen. Und weil sie das gethan, so ist es meine Pflicht, sie wie ein Sohn zu lieben, und nun sie im Unglück ist, ihr Gleiches mit Gleichem zu vergelten.

— Ich habe dabei nichts zu erinnern: Ihr seid ein braver Mensch, und ich denke, wir werden mit der Zeit wohl gute Freunde werden.

— Meint ihr? Nun das soll mich freuen, sagte Franz, kommt, gebt mir eure Hand darauf.

Dies sagend, reichte er seine derbe Hand freimüthig dem Mädchen hin.

Die Kleine aber entzog ihm in einem plötzlichen Anfall schmollender Koketterie die ihrige, vorgebend, daß es sich nicht schicke für ein junges Mädchen, einem jungen Burschen so mir nichts dir nichts seine Hand zu geben.

Franz zog lachend die ausgestreckte Rechte wieder zurück. Er merkte wohl, daß Marietta nicht aufrichtig zu Werke ging, und daß ihre kokette Zurückhaltung nichts weiter beachsichtigte, als Aufmerksamkeit zu erregen. Nein, dachte er bei sich, nein; schönes Kind, solche Freunde, wie ihr meint, werden wir wohl in unserm ganzen Leben nicht werden.

Er ging nun an das Bett der Kranken, welche eben erwacht war. Sie nahm seine beiden Hände in die ihren und sagte: Ich habe recht gut geschlafen, mein lieber Sohn, und danke Gott, daß er mich beim Erwachen zuerst dein treues Gesicht finden läßt. Aber wo ist denn Johannes? Wie kommt's, daß er nicht bei dir ist?

Als Franz sie über die Gründe seiner Abwesenheit belehrt hatte, wendete sie sich zu Marietta, die sie freundschaftlich ausschalt, daß sie die Nacht bei ihr zugebracht habe, und versicherte ihr, daß ihre Krankheit nicht so gefährlich sei, und daß es so großer Aufopferung gar nicht bedürfe. Marietta sah sich nun nach Franz um, denn sie dachte nicht anders, als dieser habe nichts Eiligeres zu thun, als ihrer Schwägerin zu erzählen, daß sie sich völlig im Irrthum befinde, und daß sie, Marietta, im Gegentheil gar nicht gewacht und sehr lange geschlafen habe. Dem war aber nicht so:

er sagte kein Wort und ließ sie bald mit Magdalenen allein, die sich befreit vom Fieber fühlte und einen Versuch machen wollte, aufzustehen.

Nach drei Tagen war die Kranke nicht allein aus aller Gefahr, sondern sie war sogar so weit wieder hergestellt, daß sie mit Franz ihre Geschäftsangelegenheiten besprechen konnte.

— Ihr dürft darüber außer Sorge sein, und euch ganz auf mich verlassen, liebe Mutter, sagte er. Sie haben mich dort unten klug gemacht, und ich bin in diesen Dingen durchaus kein Neuling mehr. Ich werde euch bald aus eurer fatalen Lage herausreißen; habt guten Muth, laßt mich nur machen. Stimmt nur in alles ein, was ich euch sage, und unterschreibt getrost, was ich euch zum Unterschreiben vorlegen werde. Da eure Gesundheit mich nun nicht mehr beunruhigt, kann ich unbesorgt nach der Stadt gehen, wo ich einen Rechtsgelehrten aufsuchen werde. Es ist gerade Markt, und ich werde dort Manchen finden, mit dem ich eure Angelegenheit besprechen kann; und seid versichert, daß ich meine Zeit nicht unnütz verlieren werde.

Franz that, wie er gesagt hatte: er besuchte einen Juristen, und gewann bald die Ueberzeugung, daß die letzte Schuldverschreibung, welche Blanchet der Severa gegeben hatte, und welche von diesem in einem Zustand völliger Unzurechnungsfähigkeit unterzeichnet worden war, einen guten Prozeß veranlassen könne. Die Severa aber glaubte, daß Magdalena keine Klage führen würde, aus Furcht vor den Kosten. Franz war selbst nicht dafür, sich in langwierige, kostspielige Rechtsstreitereien zu verwickeln; seine Absicht war vielmehr, nachdem er anfangs der Severa tapferen Widerstand geleistet hatte, auf dem Wege gegenseitiger Uebereinkunft seinen Zweck zu erreichen. Da er aber, wenn seine Kriegslist gelingen sollte, eines Zwischenträgers bedurfte, der die Anschläge dem Feinde verrieth, entwarf er einen Plan, welcher, wie die Folge lehren wird, ganz vortrefflich gelang.

Seit drei Tagen hatte er die kleine Marietta beobachtet, und es war ihm nicht entgangen, daß sie täglich nach Dollins zu

der Severa ging, mit welcher sie in freundschaftlicher Beziehung stand, deren Umgang sie jedoch hauptsächlich deshalb pflegte, weil sie in ihrem Hause stets eine Anzahl junger Leute vorfand, die ihr etwas Angenehmes zu sagen wußten. Sie hatte weiter kein Arg dabei, weil sie noch zu unschuldig war, um den Wolf so nahe dem Schafstall zu vermuthen, aber sie ließ sich gern den Hof machen und war so versessen auf Schmeicheleien wie die Fliegen auf den Milchtopf. Sie wußte es stets so einzurichten, daß ihre Schwägerin nichts von ihren Spaziergängen nach Dollins erfuhr, was ihr nicht schwer wurde, da Magdalena sich niemals in Schwätzereien mit den Nachbarinnen einließ und auch überhaupt das Zimmer noch nicht verlassen konnte, und Katharina nicht die Person war, welche auch nur das Mindeste errieth. So hatte die Kleine also volle Freiheit zu thun und zu lassen, was sie wollte, und unter dem Schein, die Schafe in das Feld zu treiben, welche sie dort einem Knaben zur Bewachung übergab, suchte sie jeden Tag ihre schlechte Gesellschaft auf.

Franz, welchen seine vielfachen Geschäfte bald hier, bald dorthin führten, bemerkte das alles, sagte aber zu Hause kein Wort davon, sondern benutzte die Mitwissenschaft des Geheimnisses der kleinen Marietta auf folgende Weise.

XXI.

Er pflanzte sich den nächsten Tag dicht bei der kleinen Brücke auf, die über den Strom führte und welche die Spaziergängerin passiren mußte, um nach Dollins zu gelangen. Dort saß er rittlings auf dem Brückenkopf, das eine Bein hüben, das andere drüben über dem Wasser schlenkernd, wie Einer, der nicht recht weiß, was er mit seiner Zeit anfangen soll. Als Marietta des unvermutheten Brückenreiters ansichtig wurde, überzog ihr Gesicht eine glühende Röthe; sie wäre am liebsten schnurstracks wieder umgekehrt, wenn sie schnell genug die nothwendige Fassung gefunden hätte, um sich den Anschein zu geben, als käme sie nur so

von ungefähr hierher. Auch war der Zugang der Brücke dermaßen in Strauchwerk gehüllt, daß sie den Wolf nicht eher gewahrte, als bis er sie fast in den Krallen hatte. Er hatte ihr überdies das Gesicht zugewendet, so daß sie weder rück- noch vorwärts gehen konnte, ohne von ihm bemerkt zu werden.

— Nun, Herr Müller, sagte sie so dreist als es ihre große Verlegenheit zuließ, wollt ihr nicht ein wenig bei Seite treten, um die Leute vorübergehen zu lassen?

— Nein, Mademoiselle, antwortete der Champi, ich bin heut Brückenwärter, und Niemand darf passiren, der nicht vorher Zoll bezahlt.

— Seid ihr toll, Franz? Das ist hier bei uns zu Land nicht Sitte, daß man Zoll bezahlt. Und nun macht, daß ihr da fortkommt, wenn ihr nicht wollt, daß ich in's Wasser falle, denn hier auf der Brücke ist nicht gut scherzen.

— So? sagte Franz, mit über der Brust gekreuzten Armen, und ohne sich von der Stelle zu rühren; ihr glaubt also, Mademoiselle Marietta, daß ich mit euch scherzen will, und daß der Brückenzoll, den ich euch abverlange, darin besteht, daß ihr von mir Schmeicheleien anhört? O, den Gedanken schlagt euch aus dem Sinn: Ich will in allem Ernste mit euch reden, und geb' euch unter der Bedingung Freipaß, daß ihr mir erlaubt, euch zu begleiten, um unterwegs mein Wörtlein bei euch anzubringen.

— O nein, das erlaube ich euch mit Nichten, junger Herr! erwiederte Marietta, nicht wenig erregt von dem Gedanken, daß Franz ihr eine Liebeserklärung zu machen beabsichtige; was würden die Leute sagen, wenn sie mich mit einem Burschen sähen, welcher nicht mein Bräutigam ist?

— Ihr habt Recht, antwortete Franz; da die Severa nicht hier ist, um eure Ehre zu beschützen, könnten leicht die Leute Uebles von euch reden; deshalb geht ihr lieber in ihr Haus, um dort in ihrem Garten ungehindert mit euren Anbetern spazieren gehn zu können. Gut, so will ich also hier mit euch reden und mich dabei so kurz als möglich fassen, weil die Sache pressirt. Hört mich also an. Ihr seid ein gutes Mädchen, Marietta, die ihre Schwägerin

Magdalena liebt, und ihr Bestes wünscht, und sie gewiß aus ihrer üblen Lage gern befreien würde, nicht wahr?

— Wenn ihr nur deshalb mit mir reden wollt, will ich euch gerne Rede stehn, denn was ihr saget, ist die Wahrheit, antwortete Marietta.

— Gut also, mein liebes Mädchen, sagte Franz, indem er seine frühere Stellung aufgab und sich neben Marietta an das Brückengeländer lehnte; ihr könnt, wenn ihr es wollt, eurer Schwägerin einen recht großen Dienst leisten; denn, da ihr mit der Severa auf so freundschaftlichem Fuße steht, ist es für euch ein Leichtes, sie zu einem Vergleich mit Frau Magdalena zu überreden. Sie verlangt zwei Dinge, welche ihr nicht zugleich gewährt werden können. Erstens will sie sich wegen der Bezahlung der Grundstücke, die euer verstorbener Bruder ihr verkauft hat, um seine Schuld bei ihr zu tilgen, an seinen Nachlaß halten, und zweitens verlangt sie die Bezahlung der Schuldscheine, die er ihr selber ausgestellt. Mag sie nun aber die armen Erben quälen und chikaniren, so viel sie will, ihren Zweck wird sie darum doch nicht erreichen, denn wo nichts ist, hat selbst der Kaiser das Recht verloren. Gebt ihr also zu verstehen, daß wir den Betrag der Schuldscheine bezahlen wollen, wenn sie uns von der eingegangenen Verpflichtung, für die Bezahlung der Grundstücke zu bürgen, freispricht; daß sie uns also die eine Schuld nothwendig erlassen muß, wenn wir die andere bezahlen sollen, und daß die vielen Unkosten, welche sie uns macht, ihr gar nichts nützen, und sie höchstens dadurch riskirt, Alles zu verlieren.

— Mir scheint, obgleich ich von diesen Dingen nichts verstehe, daß ihr Recht habt, Herr Franz. Sagt mir nur noch, was, im Falle Frau Severa sich zu dem Vergleich verstehen würde, meiner Schwägerin angenehmer wäre, die Schuldscheine zu bezahlen, oder die Bürgschaft für die Bezahlung der Grundstücke los zu werden?

— Das Schlimmste wäre jedenfalls, wenn eure Schwägerin die Schuldscheine bezahlen müßte, denn darin liegt gerade die größte Ungerechtigkeit. Man könnte freilich die Gültigkeit derselben in Zweifel ziehen und der Severa den Prozeß machen, doch dazu gehört Geld, und ihr wißt recht gut, wie sehr es daran fehlt und

immer fehlen wird. Für eure Schwägerin kann es daher gleich sein, ob das, was sie noch besitzt, in Prozeßkosten darauf geht, oder ob es die Severa bekommt; für diese aber ist es vortheilhafter, wenn sie ihr Geld bekommt, ohne erst darum zu klagen. Ist aber einmal der Ruin für Frau Magdalena unvermeidlich, so wird sie es dennoch vorziehen, den Gläubigern das Ihrige zu überlassen, als sich dem Druck einer Schuld zu unterziehen, welche leicht für ihre ganze noch übrige Lebenszeit auf ihr lasten kann. Die Gläubiger von Cadet Blanchet sind aber sammt und sonders schlechte Zahler; das weiß auch die Severa ganz gut, und sie wird früher oder später doch die Felder wieder an sich nehmen müssen, was auch gar kein übeles Geschäft ist, da sie dieselben in verbessertem Zustand zurückerhält und doch die Interessen dafür in die Tasche gesteckt hat. Die Severa büßt daher nichts ein, wenn sie uns von der Verbindlichkeit freispricht, sie kann im Gegentheil nur gewinnen, weil sie sich dadurch die Bezahlung ihrer Geldforderung sichert.

— Ich werde euren Auftrag pünktlich ausrichten, sagte die Marietta, und ihr sollt mich nicht achten, wenn ich nicht mein Möglichstes thue, um meiner Schwägerin in dieser Sache zu dienen.

— Gut, so lebt wohl, Marietta, und ich wünsche euch einen guten Erfolg, sagte Franz, ihr den Weg frei lassend.

Die kleine Marietta ging nun ungehindert weiter; sie war im Stillen froh, einen Vorwand zu haben, um sich in Dollins zu zeigen, lange dort zu bleiben und wegen dieser Sache öfter wieder hingehen zu können. Die Severa lieh ihren Mittheilungen scheinbar ein williges Ohr, nahm sich indessen heimlich vor, die Sache nicht zu übereilen. Magdalena war ihr von jeher in den Tod zuwider, schon deshalb, weil Blanchet sie fast gegen seinen Willen hochgeachtet hatte. Sie glaubte sie für ihre ganze Lebenszeit in den Krallen zu haben, und sie hätte lieber auf ihr Geld verzichtet, welches, wie sie selbst am besten wußte, nicht ganz sicher war, als auf das Vergnügen, die verhaßte Feindin mit einer lebenslänglichen Schuldforderung zu quälen.

Franz wußte dies auch recht wohl; es lag ihm daher alles daran, sie zu veranlassen, die Zahlung der Schuldverschreibungen

zu verlangen, um dann später die dem Johannes gehörigen Grundstücke aus den Händen der Käufer, welche sie beinahe für nichts an sich gebracht hatten, wieder zurück zu kaufen. Als ihm aber Marietta die Antwort brachte, merkte er wohl, daß es vorläufig darauf abgesehen war, ihn mit Worten hinzuhalten, und daß es einerseits Marietten erwünscht war, dadurch recht lange Gelegenheit zu haben, die Zwischenhändlerin zu machen, während es anderseits bei der Severa noch nicht so weit gekommen war, daß der Ruin Magdalenens ihr noch lieber gewesen wäre als die Bezahlung ihrer Schuldscheine.

Um sie nun recht schnell dahin zu bringen, nahm Franz einige Tage darauf Marietta bei Seite und sagte zu ihr:

— Ihr müßt heute zu Hause bleiben, Marietta, denn eure Schwägerin hat, ich weiß nicht wie, erfahren, daß ihr jetzt öfter nach Dollins geht, als sonst, und sie meint, dies sei kein Ort, wo ein anständiges Mädchen gut aufgehoben sei. Ich habe ihr gesagt, daß eure Besuche dort einen ganz besonderen Zweck hätten, daß ihr in ihrem Interesse handeltet, wenn ihr dorthin ginget; aber es half mir nichts, sie tadelte mich eben so wie euch.

Sie sagte, sie wolle lieber ihr Vermögen verlieren als zugeben, daß ihr um ihretwillen in einen schlechten Ruf kämet, und da sie als eure Vormünderin das Recht habe, eure Schritte zu bewachen, so würde sie euch mit Gewalt zurückhalten, sofern ihr nicht gutwillig eure Spaziergänge nach Dollins einstelltet. Sie wird euch weiter keine Vorwürfe machen, wenn ihr nicht mehr hingeht, doch sie ist sehr erbittert gegen euch, und ihr würdet nicht übel daran thun, sie um Verzeihung zu bitten.

Franz hatte kaum den Hund von der Kette losgemacht, als er auch sogleich zu bellen und zu beißen anfing. Er hatte den Charakter des jungen Mädchens richtig erkannt, der eben so hitzig und reizbar als der ihres verstorbenen Bruders war.

— Nun, das sollte mir noch gerade fehlen, meiner Schwägerin wie ein Kind von drei Jahren zu gehorchen! Sollte man nicht denken, sie wäre meine leibliche Mutter, daß sie solche Forderungen an mich stellt? Wie kommt sie dazu, sich einzubilden, daß ich bei der Severa schlecht aufgehoben sei, und meine Ehre bei diesem Um-

gang gefährdet wäre? Thut mir den Gefallen und sagt ihr, daß diese eben so sattelfest ist als die ihrige. Ist die Severa denn schon deshalb schlecht, weil sie nicht, wie meine Schwägerin, den ganzen Tag näht und spinnt und betet? Magdalena ist nur gegen sie eingenommen, weil sie in Streitsachen mit ihr verwickelt ist, sie ist deshalb aufgebracht und ungerecht gegen sie. Sie handelt aber durchaus unklug, denn wenn die Severa wollte, so hätte sie sie schon lange aus Haus und Hof vertreiben können. Wenn sie also wirklich so schlecht wäre, als meine Schwägerin ihr nachsagt, so würde sie gar keine Umstände mit ihr machen. Das also ist der Lohn dafür, daß ich mich in ihre Angelegenheiten mische, die mich doch im Grunde gar nichts angehn? O geht mir, geht mir mit den Leuten, die immer den Splitter in ihres Nächsten Auge sehn: die schlechtsten Früchte aber sind es nicht, woran die Wespen nagen, und das könnt ihr mir glauben, Franz, Schlimmres als hier thue ich auch dort bei der Severa nicht.

— Das wäre denn doch noch die Frage, sagte Franz, welcher den Becher zum Ueberschäumen bringen wollte, eure Schwägerin hat vielleicht gar nicht so unrecht zu denken, daß ihr dort unten nicht viel Gutes zusammenspinnt, und wenn ich euch die Wahrheit gestehen soll, so kommt auch mir es vor, als ob ihr ein viel zu großes Gewicht auf eure Ausflüge nach Dollins legtet. Das gefällt mir nicht, das ist nicht in der Ordnung. Die Sache, warum es sich handelte, ist jetzt erledigt, ihr habt dort also nichts mehr zu suchen. Wenn die Severa auf die Vorschläge, welche ihr gemacht wurden, nicht eingehen will, so läßt sie es bleiben. Geht also nicht wieder zu ihr, wenn ich nicht wie eure Schwägerin glauben soll, daß ihr in schlechter Absicht dort verkehrt.

— Hoho! rief hitzig die Marietta, hoho, Herr Müllerbursche, ihr wollt mich also auch hofmeistern? Ihr thut, als ob ihr hier der Herr im Hause wäret, ihr nehmt ohne Umstände die Stelle meines Bruders ein, doch dazu, Mosjö, müßt ihr euch erst noch Bart um den Schnabel wachsen lassen, die Leute haben sonst keinen Respekt vor euch und eurer Hausvaterschaft, verstanden? Und nun Gott befohlen, mein Herr, sagte sie, indem sie ihre Haube vor dem Spiegel zurecht setzte; wenn meine Schwägerin nach mir frägt,

so sagt ihr nur gefälligst, daß ich zu der Severa gegangen sei, und wenn ihr euch vielleicht von ihr beordern lassen solltet, mich zu holen, so werdet ihr sehen, wie man euch empfangen wird.

Nach dieser Rede schlug sie heftig die Thüre hinter sich zu und lief, so schnell sie ihre kleinen Füße tragen konnten, nach Dollins. Franz aber, dem viel daran gelegen war, daß ihr Zorn sich nicht während des Gehens abkühlte, ließ ihr zuerst einen kleinen Vorsprung, dann aber setzte er plötzlich seine langen Beine in Bewegung, und hatte sie so schnell eingeholt, daß Marietta nicht anders glauben konnte, als er sei ihr auf Veranlassung Magdalenens nachgelaufen, um sie zurückzuholen. Er setzte ihr nun dermaßen mit Worten zu, daß sie im Zorne sogar die Hand gegen ihn erhob. Er aber wich geschickt den Schlägen aus, wohl wissend, daß Ohrfeigen die besten Ableiter des Zornes sind, und daß eine Frauenhand, die schlägt, auch bald wieder streichelt. Er ließ also die Zornentbrannte stehen und entfernte sich. Marietta aber trat flammenden Blicks und mit glühenden Wangen in das Haus der Severa, und bald erhob sich dort ein großer Lärm. Die kleine Marietta hatte zwar keine bösen Absichten, aber in ihrer ersten Aufwallung konnte sie sich nicht beherrschen, und in wenigen Minuten wußte die Severa alles. Franz, der lauschend noch im Hohlweg stand, hörte von Weitem die Beiden wuthschnauben und toben, als ob sie des Teufels wären.

XXII.

Der Zweck war also erreicht, und Franz war sogar seiner Sache so gewiß, daß er schon am nächstfolgenden Tag nach Aigurande ging und sich sein Geld vom Pfarrer geben ließ. Noch an demselben Abend kehrte er zurück mit seinen erbärmlichen vier kleinen Papierschnitzeln in der Tasche, die jedoch, so klein sie auch waren, für ihn einen ungeheueren Werth hatten, obgleich sie nicht

mehr Lärm in seiner Tasche verursachten als ein Brodkrümchen in einer Mütze. Schon nach acht Tagen ließ die Severa von sich hören. Alle Käufer wurden von ihr aufgefordert, die Grundstücke zu bezahlen, und da sie dies nicht konnten, sollte Magdalena für sie bezahlen.

Magdalena, welche Franz in seine Kriegslist nicht eingeweiht hatte, wurde dadurch in große Angst versetzt.

— Das ist hübsch, so muß es kommen, sagte Franz sich vergnügt die Hände reibend: Ein Kaufmann kann nicht immer gewinnen, und ein Dieb kommt nicht immer zum Plündern, Madam Severa wird sich ein schönes Geschäft entgehen lassen, und ihr werdet ein noch besseres machen. Thut aber wo möglich, liebe Mutter, als wäret ihr schon verloren. Je erbärmlicher ihr eure Lage vorkommen wird, um so eifriger wird sie an eurem Ruine arbeiten. Aber dieser Ruin ist euer Glück, denn nur in dem Fall, als die Severa ihr Geld erhält, kommt ihr wieder in Besitz der Erbschaft eures Sohnes.

— Mit welchem Geld aber soll ich sie bezahlen, liebes Kind?

— Mit dem Geld, welches ich hier in der Tasche habe und das euch gehört.

Magdalena wollte nichts davon wissen. Der Champi aber erklärte, daß er von dem, was er sich einmal in den Kopf gesetzt habe, nicht ablasse. Er ging sogleich zu dem Notar und deponirte im Namen der Wittwe Blanchet zwei Hundert Pistolen. Und so wurde die Severa mit den übrigen Gläubigern, welche gemeinschaftliche Sache mit ihr machten, mit oder gegen ihren Willen auf Heller und Pfennig bezahlt.

Als die Dinge so weit gediehen und auch die armen Käufer entschädigt waren, blieb ihm noch genug übrig, um prozessiren zu können; er ließ daher der Severa sagen, daß er ihr wegen der Schuldscheine, die sie auf unrechtmäßige Weise dem Verstorbenen abgepreßt hätte, den Prozeß machen würde. Sodann verbreitete er ein Märlein, das in der ganzen Gegend großes Aufsehen erregte. Er gab nämlich vor, bei dem Einziehen eines alten Stützbalkens in einer Mauer der Mühle die Sparbüchse der

Großmutter Blanchet gefunden zu haben, welche ganz voll von schönen, blanken Goldstücken gewesen sei, und daß nun Magdalena reicher wäre denn je. Des langen Streites überdrüßig, ließ sich die Severa herbei, zu unterhandeln, weil sie hoffte, daß Franz mit den Goldstücken, die er so zur rechten Zeit gefunden habe, nicht allzu knauserig umgehen würde, und daß mit Freundlichkeit und Güte mehr von ihm zu erreichen sei als mit Gewalt. Allein sie irrte sich, denn dieser verstand es, sie dermaßen in die Enge zu treiben, daß sie zuletzt darein willigte, sich die Schuldscheine mit dreihundert Franken abkaufen zu lassen.

Um sich dafür zu rächen, hetzte sie die kleine Marietta auf, indem sie ihr vorstellte, daß sie eben so gerechte Ansprüche auf die Sparbüchse der Großmutter habe als Johannes, und daß sie deswegen ihrer Schwägerin den Prozeß machen solle.

Nun mußte sich also Franz entschließen, zu gestehen, was es der Wahrheit gemäß mit der Sparbüchse der Großmutter für eine Bewandniß habe, und der Pfarrer von Aigurande mußte ihm für den Fall eines Prozesses die Beweise schicken, daß das Geld aus seiner eigenen Tasche geflossen sei.

Er ging zuerst mit seinen Beweisen zu der Marietta und bat sie, doch ja von der Sache nichts verlauten zu lassen. Diese vermochte indessen nicht, seinen Bitten nachzukommen, denn ihr Gemüth war in dieser letzten Zeit von all den Familienwirren dermaßen in Aufruhr gerathen, daß das arme Kind wirklich wie vom Teufel besessen war. Denn ungeachtet aller Freundlichkeit und Güte, mit welcher Magdalena sie behandelte, die sie wie ein einziges Töchterchen verwöhnte und ihr mit der größten Nachsicht alle Fehler nachsah, hatte Marietta, sie wußte selbst nicht wie, den Gefühlen des Hasses und der Mißgunst gegen ihre Schwägerin ihr Herz geöffnet. Der eigentliche Grund davon war aber die Eifersucht, denn mochte sie es sich nun eingestehen oder nicht, sie hatte sich, trotz ihrer ewigen Nergeleien mit Franz und trotz ihrer Wuth auf ihn, nach und nach, und ohne daß sie selber eine Ahnung von dem Streiche hatte, den ihr hier der Teufel spielte, bis über die Ohren in unseren Champi verliebt. Je mehr er sie wegen ihrer Launen, Eitelkeiten und Nachlässigkeiten ermahnte und

zurecht stutzte, um so glühender wurde ihr Bestreben, ihm zu gefallen.

Sie war nicht gerade das Mädchen, welches sich in ohnmächtigem Liebesgram verzehrte und in Thränen verging, aber es nahm ihr die Ruhe, wenn sie sich vorstellte, daß Franz ein so hübscher, schmucker Junge war, so reich, so anständig, so freundlich gegen Jedermann, so gewandt in seinem Benehmen, so brav und muthig, ein Mensch, welcher den letzten Blutstropfen für diejenige hinzugeben im Stande war, die er im Herzen trug, und daß dennoch sie nicht diejenige sein sollte, sie, die für das schönste, reichste Mädchen in dem ganzen Dorfe galt und die einen Anbeter an jedem Finger hatte.

Eines Tages öffnete sie über diesen Gegenstand ihrer schlechten Freundin ihr Herz. Es war auf einer Trift unter einem großen Apfelbaum, welcher in voller Blüthe stand, denn die Zeit war während der Ereignisse fortgeschritten, und der Monat Mai war herangekommen. Marietta hütete ihre Schafe am Rande des Flusses; da kam die Severa zu ihr heran, und sie setzten sich mit einander plaudernd unter den blühenden Apfelbaum.

Aber der Himmel wollte es, daß Franz in der Nähe war und hören konnte, was sie mit einander sprachen. Er hatte von Weitem die Severa über die Wiese kommen sehen, und da er vermuthete, daß sie wieder etwas Böses gegen Magdalena im Schilde führe, schlich er sich leise in das Gebüsch, welches den Rand des Ufers beschattete und so hoch war, daß bequem ein Heuwagen hindurchfahren konnte, ohne gesehen zu werden. Dort setzte er sich nieder auf den Sand und spitzte die Ohren, auf daß kein Wort ihm entgehen möchte, was die Beiden jetzt mit einander austauschten.

Zuerst beichtete die Marietta, daß sie um einen Müllerburschen, der sich durchaus nicht liebenswürdig gegen sie benähme, der ihr aber demungeachtet den Kopf dermaßen verdreht hätte, daß sie nicht schlafen könne, alle ihre anderen Anbeter vernachläßige, ja nicht ausstehen könne. Der Severa aber, welche im Sinn hatte, sie mit einem jungen Mann ihrer Bekanntschaft zu verkuppeln, der ihr ein schönes Geschenk versprochen hatte, wenn sie eine Verbindung zwischen ihm und der kleinen, hübschen

Blanchet zu Stande brächte, war dies gar nicht recht, und sie that ihr Möglichstes, der Kleinen den Gegenstand ihrer Zuneigung zu verleiden.

— Pfui, rief sie aus, ein Champi! wie kann ein Mädchen von eurem Stande und von euren Ansprüchen sich so weit vergessen, einen Champi heirathen zu wollen? Man würde euch also Madam Erdbeere tituliren, denn er hat keinen anderen Namen. Ich würde vor Scham in die Erde sinken, wenn ich an eurer Stelle wäre, armes Kind. Und wenn ihr auch wirklich euch über alle Vorurtheile hinaussetzen wolltet, so würde euch das alles zu gar nichts helfen, denn euer geliebter Champi steht ganz außerordentlich gut mit eurer Schwägerin. Ihr versteht mich doch?

— Ihr machtet schon öfter diese Anspielung, sagte Marietta, aber geht, meine Schwägerin ist doch schon zu alt, Severa.

— O glaubt das nicht, Marietta: Eure Schwägerin ist noch nicht über dreißig Jahre, und euer Champi war noch ein Springinsfeld, als euer Bruder ihn schon in größter Vertraulichkeit mit seinem Weibe antraf. Das war der Grund, warum er ihn damals tüchtig mit dem Peitschenstiel traktirte und ihn aus dem Hause warf.

Franz hatte gute Lust, aus dem Gebüsch hervor zu stürzen, und der Severa ihre Lüge in das Angesicht zu schleudern; doch er hielt an sich und blieb ruhig in seinem Versteck.

Die Severa log nun aber so abscheuliche Dinge zusammen, daß dem Franz das Blut zu Kopfe stieg, und er sich furchtbare Gewalt anthun mußte, um ruhig zu bleiben.

— So wird er sie nun wohl heirathen wollen, da sie Wittwe geworden ist; und da er ihr schon einen großen Theil seines Vermögens geopfert hat, so wird er sich auf diese Weise in den Genuß der von ihm zurückgekauften Grundstücke setzen wollen.

Da wird er aber die Rechnung ohne den Wirth gemacht haben, denn Magdalena wird sich nun, nachdem sie ihn gehörig geplündert hat, nach einem Reicheren umsehen und wird ihn auch finden. Sie braucht doch einen Mann, der ihre Wirthschaft versieht, und bis sie den findet, wird sie diesen langbeinigen Pinsel

wohl bei sich behalten, welcher ihr umsonst dient, und ihr während ihres Wittwenstandes angenehm die Zeit vertreibt.

— Wie, so treibt es also diese Heuchlerin? schrie Marietta, gänzlich aus der Fassung gebracht; nun da bin ich ja in einem sauberen Hause! Da werde ich wohl bald in einen schlechten Ruf kommen. Was meint ihr, Severa, in diesem Hause kann ich wohl nicht länger bleiben, da muß ich machen, daß ich je eher je lieber heraus komme. Nun sehe mir Einer diese Scheinheiligen, die in Allem, was Andere thun, etwas finden, weil sie selbst nur in Gegenwart Gottes sündigen. Nun ich will es ihr nicht rathen, noch einmal gegen euch und mich zu Felde zu ziehen, der will ich meine Meinung sagen, die soll sich wundern. Ja, ich werde jetzt in euer Haus ziehen, und wenn sie es nicht haben will, werde ich ihr Bescheid sagen, o ich werde kein Blatt vor den Mund nehmen, verlaßt euch darauf. Und wenn sie mich dennoch zwingt, zu ihr zurückzukehren, dann verklage ich sie, und die Leute sollen endlich erfahren, was an ihr ist.

— Ich weiß noch ein besseres Mittel, Mariettchen: Ihr müßt euch verheirathen, und zwar so bald als möglich, je eher je besser. Sie wird euch ihre Einwilligung nicht verweigern, denn ich weiß, sie ist im Grunde herzlich froh, euch los zu werden, weil ihr ihr im Wege seid bei ihrer Liebschaft mit dem Champi. Ihr dürft aber eure Heirath unmöglich länger hinausschieben, weil zuletzt die Leute sagen würden, daß er es mit euch allen beiden hält, und ihr in dem Fall keinen Mann bekommen würdet.

— Ja, ihr habt Recht, rief jetzt Marietta, ihren Hirtenstab mit einem gewaltigen Schlag am Apfelbaum zerbrechend, ihr habt Recht, Severa, und ich will euren Rath befolgen, mein Wort darauf. Noch heute Abend will ich mich mit dem verloben, welchen ihr mir vorgeschlagen habt, so daß wir am nächsten Sonntag schon aufgeboten werden können. Geht hin und sagt ihm das.

XXIII.

Franz war in seinem ganzen Leben noch nicht so traurig gewesen, als da er seinen Versteck verließ, in dessen Schutz er das abscheuliche Geklatsche dieser Weiber angehört hatte. Es lag wie Centnerschwere auf seinem Gemüth, und als er schon die Hälfte des Weges zur Mühle zurückgelegt hatte, blieb er plötzlich stehen und wandte sich wieder um, und als ob ihm der Muth fehle, sich wieder im Hause sehen zu lassen, lenkte er die Schritte nach einem Eichenhain, welcher das obere Ende der Wiese begrenzte.

Dort angekommen, weinte und schluchzte er wie ein Kind, denn das Herz wollte ihm vor Kummer, Scham und bitterem Leid schier zerspringen. Ach, der Gedanke war ihm unerträglich, daß man ihn so verdächtigte, und daß die arme Magdalena, die er sein ganzes Leben lang so fromm und ehrfurchtsvoll geliebt hatte, von allen seinen Dienstleistungen und seiner guten Absicht nichts weiter ernten sollte, als die entehrende Mißhandlung böser, verleumderischer Zungen!

— Mein Gott, mein Gott! dachte er in seinem Herzen, ist es denn möglich, daß die Welt so schlecht ist? daß ein so elendes Weib, wie diese Severa, die Ehre einer Frau, wie meine Mutter Magdalena, nach ihrem Maße messen darf? Und diese Marietta, ein noch so junges Mädchen, in deren Seele nur Unschuld und Aufrichtigkeit wohnen sollte, ein Kind, welches die Sünde noch nicht kennt, hört die Worte dieses Teufels an und glaubt daran, als ob sie sich schon einen Begriff von ihrer wahren Bedeutung machen könnte. Und so wie sie, werden es auch Andere glauben, und bald wird Jeder denken, daß hinter meiner ehrlichen Freundschaft für Magdalena eine Liebschaft steckt!

Und nun begann der arme Franz sein Gewissen zu prüfen, und mit dem ernstesten Bestreben sich Rechenschaft zu geben auch von dem kleinsten Umstand, der unbedeutendsten Veranlassung, welche er der Severa zu dem abscheulichen Verdacht gegeben haben könnte, rollte er das Bild der letzten Vergangenheit vor der sich erinnernden Seele auf. Doch wie er auch sein Gedächtniß

abmartern mochte, er konnte sich keines einzigen Falles besinnen, wo er durch Unklugheit oder Unbedachtsamkeit das reine Freundschaftsverhältniß zu Magdalena in ein falsches Licht gestellt hätte, denn es war ihm niemals auch nur der entfernteste Gedanke an so etwas in den Sinn gekommen.

Und während er immer tiefer nachsann und grübelte, sagte er zu sich selber:

— Und wenn sich nun auch wirklich meine Freundschaft für sie in Liebe verwandelt hätte, so wäre es dennoch kein Unrecht vor Gott, weil sie ja Wittwe geworden ist und sich nach Lust und Neigung wieder verheirathen kann. Ich habe ihr und dem Johannes ein gutes Theil von dem Meinigen gegeben, doch bin ich demungeachtet noch immer wohlhabend genug, und sie könnte mich zum Manne nehmen, ohne Furcht, ihrem Sohn durch Verkürzung seines Vermögens zu schaden. Es wäre also nicht Habsucht von mir, und Niemand könnte mir nachsagen, daß ich sie in eigennütziger Absicht geheirathet hätte. Ich bin zwar ein Champi, doch Magdalena nimmt daran keinen Anstoß. Sie hat mich geliebt wie ihr leibliches Kind, und man sagt, die Mutterliebe sei die stärkste, aber könnte sie mich darum nicht auch anders lieben? Ich merke wohl, daß ihre Feinde wollen, daß ich sie verlasse — ich muß es, wenn ich sie nicht heirathe, und doch, ich würde sterben, wenn ich's müßte. Ueberdies braucht sie mich noch und es wäre schlecht von mir, wenn ich sie in ihrer Verlegenheit stecken ließe, da ich doch außer meinem Gelde auch noch Arme und Hände habe, die ich in ihrem Dienste rühren kann. Ja, was ich bin und habe, soll auch ihr gehören, und da sie oft davon spricht, mit der Zeit ihre Schuld gegen mich abzutragen, so will ich ihr diese Sorge dadurch nehmen, daß ich mit der Erlaubniß Gottes und der Gesetze ihr Vermögen mit dem meinigen vereinige und es zu unserem gemeinschaftlichen Eigenthum mache. Ja, es ist wahr, sie muß schon des Johannes wegen ihren guten Ruf bewahren, und das kann nur geschehen, wenn ich sie heirathe. Warum nur habe ich noch nie daran gedacht? Warum hat diese Schlangenzunge mich erst auf den Gedanken bringen müssen? Ich war zu einfältig, ich kannte kein Mißtrauen, und meine arme

Mutter Magdalena ist selbst so gut und nachsichtig gegen Andere, daß es ihr nicht in den Sinn kommt, daß Andere schlecht von ihr denken konnten. Ja, so lenkt der liebe Gott stets alles zum Guten, und Frau Severa, die nur Böses beabsichtigte, hat mir den Dienst geleistet, mich über meine Pflichten aufzuklären.

Und ohne noch weiter zu überlegen, machte sich Franz von neuem auf den Weg, fest entschlossen, Frau Magdalenen sogleich seine Absicht mitzutheilen, und sie auf seinen Knien und im Namen Gottes und der Ewigkeit zu bitten, ihn als ihre Stütze anzunehmen.

Doch als er die Mühle erreicht hatte und Magdalena Wolle spinnend auf der Thürschwelle sitzend fand, flößte ihm zum ersten Mal in seinem Leben ihr Anblick Furcht ein, und anstatt, wie gewöhnlich, zu ihr heranzutreten, sie mit offenen Augen anzusehen und sich nach ihrem Befinden zu erkundigen, blieb er auf der Brücke stehen, als ob er an der Schleuße etwas zu beobachten hätte, und schaute nur von der Seite nach ihr hin. Und als sie sich nach ihm umwandte, schaute er sogleich wieder wo anders hin; er wußte selbst nicht, wie es kam, daß es ihm plötzlich so schwer fiel, von einer Sache zu reden, welche ihm noch vor wenig Augenblicken als eine so gute und zweckmäßige erschienen war.

Magdalena rief ihn nun zu sich:

— Komm doch einen Augenblick zu mir, Franz, ich habe mit dir zu reden. Wir sind allein, setze dich her zu mir, mein lieber Sohn, und öffne mir dein Herz, wie du es deinem Beichtvater öffnen würdest, denn ich will, daß du mir die Wahrheit sagst.

Franz wurde durch diese Rede Magdalenens etwas ruhiger und nahm an ihrer Seite Platz.

— Seid versichert, meine geliebte Mutter, sagte er, daß mein Herz vor euch so offen da liegt wie vor dem lieben Gott, und daß die Beichte, welche ihr von mir verlangt, eine aufrichtige sein wird.

Er glaubte, sie sei in ähnlicher Weise wie er auf den Gedanken gekommen und heftete seinen Blick mit geheimer Freude und großer Spannung an ihre Lippen.

— Du hast nun dein einundzwanzigstes Jahr zurückgelegt,

mein lieber Franz, sagte sie; was meinst du, wenn du dich verheirathetest? Hast du nicht selbst schon öfter daran gedacht?

— Gewiß, o ich bin damit ganz einverstanden, antwortete unser Franz, der purpurroth vor Freude wurde; o redet, redet, sprecht euch doch aus, liebste Mutter!

— Ah, siehst du wohl, ich habe es errathen, was in deinem Herzen vorgeht, und ich glaube auch über den Gegenstand deiner Zuneigung vollkommen im Reinen zu sein. Nun gut, mein lieber Sohn, weil es denn dein Wunsch ist, so ist es auch der meine, und vielleicht dachte ich noch eher daran als du selber. Ich wollte mich nur erst noch überzeugen, ob diejenige, die du gewählt hast, auch dir ihr Herz zugewendet habe, und ich glaube mich darüber völlig beruhigen zu können, daß, wenn es auch noch nicht ganz und gar der Fall ist, es doch nicht lange mehr dauern wird, daß sie dich mit ganzer Seele liebt. Meinst du das nicht auch? Und willst du mir nicht sagen, wie ihr mit einander steht? . . . Nun, was siehst du mich denn so verwundert an? Verstehst du mich nicht? Ich denke doch, daß ich mich klar genug ausgesprochen habe. Aber ich sehe wohl, du bist verwirrt, verlegen, und ich will deiner Schüchternheit zu Hülfe kommen. Höre also: das arme Kind war den ganzen Morgen traurig, wahrscheinlich denkt sie, du seist bös mit ihr, weil du ihr gestern Abend so arg mit Spöttereien zugesetzt hast; ich aber weiß es besser: du neckst sie nur, weil du sie lieb hast, und deinen Neckereien liegt wohl ein wenig Eifersucht zu Grunde. Aber du mußt nicht sie und dich mit diesen Dingen quälen, Kind. Sie ist jung und hübsch, und deshalb ist es wohl natürlich, daß Manche sich um sie bewerben; wenn sie dich aber aufrichtig und von ganzer Seele liebt, wird sie schon bald, ich bin nicht bange, vernünftig werden, und dir keinen Grund zur Eifersucht mehr geben.

— Liebe Mutter, sagte Franz betrübt; wollt ihr mir nicht sagen, von wem ihr eigentlich sprecht; ich verstehe keine Silbe von alledem, was ihr mir sagt.

— Wie, rief Magdalena, sollte ich mich denn so geirrt haben, oder besitze ich nicht mehr wie ehemals dein Vertrauen, und gibt

es wirklich ein Geheimniß in deiner Brust, das ich nicht wissen darf?

— Ihr solltet nicht wie ehemals mein Vertrauen besitzen, ich sollte vor euch ein Geheimniß verbergen, vor euch? o Magdalena! Dies sagend ergriff er hastig ihre Hand, doch alsbald ließ er sie wieder los, und nahm den Zipfel ihrer Schürze und drehte und zerknitterte ihn in den Fingern, dann näherte er das feine weiße Linnenzeug den Lippen, als wollte er es küssen, dann endlich ließ er unmuthig auch die Schürze los, es war ihm, als ob er weinen, als ob er sich erzürnen sollte, oder als ob ein Schwindel ihn erfaßte, und alle diese Gefühle erfaßten so plötzlich, so zu gleicher Zeit seine Seele, er wußte selber nicht, wie ihm geschah.

Magdalena sah ihn zuerst ganz erstaunt an, dann sagte sie mitleidig zu ihm:

— Armes Kind, du hast Kummer, ich merke wohl, du bist verliebt, und die Sachen stehen nicht wie sie sollten, nicht ganz nach deinem Herzenswunsch. Aber sei getrost: Marietta ist ein gutes Mädchen, und ich kann dich versichern, daß sie deinetwegen gleichfalls sehr betrübt ist. Du wirst sehen, wenn du ihr offen sagst, wie dir's um's Herz ist, wird auch sie dir gestehen, daß sie nur dich und keinen Andern gern hat.

Franz stand nun auf, durchschritt einige Male den Hofraum, näherte sich dann wieder Magdalenen und sagte zu ihr:

— Ich muß mich sehr über eure Rede verwundern, Frau Müllerin, denn, was mich betrifft, so fiel es mir niemals auch nur von fern ein, an eure Schwägerin zu denken, und was Mademoiselle Marietta betrifft, so bin ich fest davon überzeugt, daß sie nicht allein keine Zuneigung für mich hegt, sondern daß sie mich auch nicht achtet.

— O, geh doch, sagte Magdalena, geh, der Aerger spricht aus dir. Ich merkte doch recht gut, wie ihr zusammen spracht, wurde sie oft plötzlich feuerroth; auch weiß ich wohl, daß sie seit einiger Zeit die Heerde im Stich läßt, worunter unsere Felder allerdings ein wenig leiden; doch ich rechne ihr das nicht an, weil sie verliebt ist. Aber es ist ein großes Glück für sie, und es macht

ihrem Verstand sowohl wie ihrem Herzen Ehre, daß sie gerade auf dich ihr Auge geworfen, und nicht auf irgend einen lockeren Burschen von der Gesellschaft der Severa. Und auch für mich, mein Sohn, ist es ein großes Glück, wenn du dich mit meiner Schwägerin verheirathest, die ich fast wie meine Tochter ansehe; du gehörst dann zu unserer Familie; ihr könnt bei mir wohnen, ich arbeite für und mit euch, und erziehe eure Kinder, und so kann ich dir all das Gute lohnen, was du an mir thatest. Sei also gut, Franz, zerstöre mir nicht durch kindische Grillen das reine Glück, welches ich in dem Gedanken finde, dich beglückt zu wissen. Oeffne doch nur die Augen, sieh die Dinge richtig an. Wenn Marietta sich gern putzt, thut sie es nur um deinetwillen, sie will dir gefallen. Wenn sie seit einiger Zeit ihre Arbeit ein bischen vernachlässigt, so ist es nur, weil sie zu viel an dich denkt. Und wenn sie vielleicht manchmal ein bischen rauh gegen mich ist, so kommt es wohl daher, weil deine eifersüchtigen Neckereien sie reizen. Aber du mußt doch einsehen, daß sie wenigstens den guten Willen hat, vernünftig und brav zu werden, weil sie dich zum Manne haben will, der ja selber so brav und so vernünftig ist.

— O, ihr seid gut, meine liebe Mutter, sagte traurig Franz. Nur weil ihr selbst so engelgut seid, denkt ihr so gut von Anderen; doch ihr täuscht euch. Marietta mag ein braves Mädchen sein, ich will sie gewiß in euren Augen nicht verkleinern, sie mag ihre Verdienste wie jede Andere haben, aber wenn sie gut ist, so ist sie es in einer ganz anderen Weise, als ihr, Magdalena, und darum — ja, darum gefällt sie mir nicht. Ich ersuche euch daher: sprecht mir von ihr nicht mehr; denn ich versichere euch, bei meinem Blut und Leben, meiner Ehre und Seligkeit, daß ich eben so wenig in sie als in die alte Katharina verliebt bin, und daß es ein Unglück wäre, wenn sie Zuneigung für mich hätte, weil ich sie nie erwiedern könnte. Versuchet also nicht, sie zu dem Geständniß zu bewegen, daß sie mich liebt, denn ihr würdet mir nur dadurch eine unversöhnliche Feindin machen. Hört im Gegentheil das ruhig an, was sie euch heute Abend sagen wird; und wenn sie euch um eure Einwilligung bittet, Jean Aubard heirathen zu dürfen, so

versagt sie ihr nicht, denn je eher sie euer Haus verläßt, um so besser ist es für euch; es gefällt ihr darin nicht, und sie wird euch nichts als Kummer bereiten.

— Jean Aubard! rief Magdalena verwundert; o nein, den nimmt sie nicht, er ist ihr zu dumm, und sie ist viel zu klug, als daß sie sich einem Mann unterwerfen sollte, der es nicht ist.

— Er ist reich, und sie wird sich ihm nicht unterwerfen; er wird nach ihrer Pfeife tanzen müssen und ist gerade der Mann, der für sie paßt. Wollt ihr mir Vertrauen schenken, liebe Mutter? Ihr wißt, ich habe euch bis jetzt nicht schlecht berathen: Schickt dieses Mädchen aus dem Haus; sie liebt euch nicht so, wie sie sollte, und wie ihr es an ihr verdient, und sie hat für euch nicht die Hochachtung, die euch gebührt.

— Es ist nur der Verdruß, der aus dir spricht, Franz, sagte Magdalena, und legte ihm dabei die Hand auf seinen Kopf, und rüttelte ihn ein wenig, als ob sie die Wahrheit auf diese Weise herausschütteln wollte. Allein Franz machte sich etwas unsanft von ihr los und zum ersten Mal in seinem Leben zürnte er ihr. Frau Blanchet, sagte er, ihr seid ungerecht gegen mich. Ich sage euch, daß dieses junge Mädchen euch nicht liebt; ihr zwingt mich dazu, es euch zu sagen, denn ich bin nicht hierher gekommen, um häusliche Zerwürfnisse und Zank und Streit in eurer Familie herbeizuführen. Aber glaubt mir: wenn ich sage, daß es so ist, so ist es so, und ich bin meiner Sache sicher. Wie aber könnt ihr mir zutrauen, daß ich, wenn es so ist, das Mädchen lieben kann? Geht, geht, ihr habt mich nicht mehr lieb, weil ihr so von mir denken könnt!

Und ganz versenkt in seinen Kummer entfernte sich Franz. Er ging an den Brunnen und weinte bitterlich.

XXIV.

Magdalena war noch betrübter als er. Sie wollte ihm nacheilen, um ihn noch weiter auszuforschen und zu trösten, doch wurde

sie an ihrem Vorhaben durch Marietta verhindert, welche sich ihr mit eigenthümlich fremdartiger Miene näherte, von Jean Aubard zu erzählen anfing und ihr ankündigte, daß er am Abend kommen werde, um bei ihr um ihre Hand anzuhalten. Magdalena, welche sich trotz alledem des Gedankens nicht erwehren konnte, daß alles, was die beiden jungen Leute, jeder in seiner Weise ihr gesagt hatten, nur die Folge eines verliebten Zwistes zwischen ihnen sei, sprach daher nun von Franz, worauf Marietta in einem Ton, den sie bisher noch nicht an ihr gekannt, und der ihr in die Seele schnitt, erwiederte:

— Mögen doch diejenigen, welche an Champis Gefallen finden, sie zu ihrer Unterhaltung bei sich behalten; was mich betrifft, so habe ich einen viel zu hohen Begriff von Ehre, als daß ich mich auf diese Weise derselben entäußern sollte. Und habe ich auch an meinem verstorbenen Bruder meine natürliche Stütze verloren, so hänge ich demungeachtet von keinem fremden Willen ab, und bin Keinem als mir selber über mein Thun und Lassen Rechenschaft schuldig. Wenn ich auch durch das Gesetz dazu gezwungen bin, euren Rath anzuhören, Magdalena, so kann ich doch nicht dazu gezwungen werden, ihn zu befolgen, wenn er schlecht ist. Ich ersuche euch daher, mir bei meinem Vorhaben nichts in den Weg zu legen, weil eine Zeit kommen könnte, wo ich euch Gleiches mit Gleichem vergelten dürfte.

— Ich weiß nicht, was in deinem Herzen vorgegangen ist, mein Kind, sagte Magdalena traurig und mit großer Sanftmuth; du sprichst mit mir wie Jemand, der weder Zuneigung noch Achtung für mich hegt. Nur weil ich glaube, daß ein Zerwürfniß mit Franz die Ursache deines veränderten Betragens und deines, wie mir scheint, zu voreilig gefaßten Entschlusses ist, bitte ich dich, dir die Sache noch einige Tage zu überlegen. Wenn du dann noch die Absicht hast, lasse ich dir volle Freiheit zu handeln wie du willst, denn Jean Aubard ist ein rechtlicher Mann und ist vermögend; ich habe also durchaus nichts dagegen einzuwenden, daß du ihn heirathest. Ich verlange von dir nur, daß du dir in Ruhe die Beschlüsse nochmals überlegst, die du vielleicht in blindem Zorneseifer gefaßt hast, dann aber handle ganz nach deinem

Ermessen. Es macht mir großen Kummer, dich in diesem Zustand zu sehen, und ich verzeihe dir gern die Ungerechtigkeiten gegen mich, weil ich wohl fühle, daß sie aus deinem eigenen Kummer entspringen.

Marietta zuckte mit den Achseln, mit welcher Bewegung sie andeuten wollte, wie sehr sie diese Verzeihung verachte. Dann ging sie in ihre Kammer und band ihre seidene Schürze um, um Jean Aubard würdig zu empfangen, der auch wirklich nach einer Stunde, die Severa am Arme führend, erschien.

Nun mußte Magdalena wohl denken, daß Marietta wirklich schlecht gegen sie gesinnt sei, weil sie, um eine Familienangelegenheit zu ordnen, eine Frau in ihr Haus führte, welche ihre erklärte Feindin war, und welche sie nicht ansehen konnte, ohne zu erröthen. Demungeachtet behandelte sie dieselbe mit Freundlichkeit, setzte ihr Erfrischungen vor und zeigte in ihrem Benehmen weder Verdruß noch Groll, um Marietta nicht noch mehr gegen sich aufzureizen. Sie erklärte dieser Frau und dem sie begleitenden jungen Mann, daß sie durchaus nichts gegen den Entschluß ihrer Schwägerin einzuwenden habe und daß sie nur um drei Tage Bedenkzeit bäte, ehe sie eine bestimmte Antwort geben könne.

Hierauf bemerkte die Severa in ziemlich unverschämtem Ton, daß dies eine sehr lange Frist sei, worauf Magdalena ganz ruhig erwiederte, daß dies im Gegentheil, um so eine wichtige Entscheidung zu treffen, nur eine sehr kurze Zeit sei.

Severa entfernte sich hierauf mit dem Bräutigam; der Einfaltspinsel lachte sich in's Fäustchen, denn er glaubte, es sei ganz natürlich, und es könne gar nicht fehlen, daß die Kleine bis über die Ohren in ihn verliebt sei, denn er hatte ja die Severa dafür bezahlt, und diese that ihr Möglichstes, ihn in diesem guten Glauben zu bestärken.

Beim Fortgehen sagte diese zu Marietta, sie habe in ihrem Hause Pfannkuchen und Krauskuchen zur Feier der Verlobung bestellt, und wenn diese auch durch den Machtspruch ihrer Schwägerin um drei Tage hinausgeschoben würde, so müßte doch darum der Pfannkuchen warm gegessen werden. Magdalena meinte aber, es schicke sich nicht wohl, daß ein junges Mädchen mit einem jun-

gen Mann ginge, der noch nicht ihr erklärter Verlobter sei, und noch nicht das Jawort ihrer Verwandten habe.

— Gut, so bleib ich zu Hause, sagte Marietta verdrossen.

— Nein, im Gegentheil, ihr geht mit uns, sagte die Severa, denn ihr seid eure eigne Herrin, es hat euch kein Mensch etwas zu befehlen.

— Ihr hört aber doch, daß meine Frau Schwägerin mir befiehlt, zu Hause zu bleiben, schrie nun Marietta, und entfernte sich, heftig die Thüre hinter sich zuschlagend. Sie ging scheinbar in ihre Kammer, verließ sie jedoch bald wieder, um durch die Hinterthüre heimlich aus dem Haus zu schlüpfen. Als sie die Severa und ihren Bräutigam eingeholt hatte, machten sich alle drei über Magdalena lustig.

Die arme Müllerin aber konnte sich bei dieser Wendung der Dinge der Thränen nicht erwehren.

— Franz hat doch Recht, sagte sie für sich; Marietta liebt mich nicht und hat ein undankbares Herz. Sie sieht nicht ein, daß ich ihr Bestes will, indem ich sie vor den schlimmen Folgen eines übereilten Entschlusses zu bewahren suche. Sie hat bösen Rathschlägen Gehör gegeben, und ich muß es mir nun gefallen lassen, daß diese Frau von neuem Verdruß und Feindschaft in unsere Familie sät. Ich habe all dieses Unglück nicht an ihr verdient, doch ich muß mich dem Willen der Vorsehung beugen. Gelobt sei Gott, daß Franz die Dinge mit hellerem Auge angesehen hat, als ich, denn dieses Mädchen hätte den Armen sehr unglücklich gemacht.

Und sie suchte ihn auf, um ihm ihre Gedanken mitzutheilen, und fand ihn weinend am Brunnen sitzen. Da sie aber noch immer in dem Glauben beharrte, er liebe Marietta und weine um sie, gab sie sich alle nur erdenkliche Mühe, ihn zu trösten. Je mehr sie sich aber anstrengte, um so größeren Kummer bereitete sie ihm, weil er aus diesem Benehmen den Schluß zog, sie wolle ihn absichtlich nicht verstehen und könne niemals seine Gefühle erwiedern.

Als am Abend Johannes schon zu Bett gegangen war, blieb Franz noch eine Weile mit Magdalena allein. Er wollte vor

Allem Gewißheit haben, er wollte klar in ihrer Seele lesen. Um sich also das gewünschte Licht zu verschaffen, kam er nochmals auf diesen Gegenstand zurück. Er sagte ihr, daß Marietta aus purer Eifersucht so erboßt gegen sie sei, und daß ihr die Severa die abscheulichsten Dinge nachsage.

Magdalena verstand aber einmal nichts von der Bosheit der Welt.

— Was könnte sie mir denn Schlimmes nachsagen, und welche Art von Eifersucht könnte sie dem tollen kleinen Mädchen wohl in den Kopf gesetzt haben? Nein, du irrst dich, Franz, es steckt etwas Anderes dahinter, vielleicht irgend eine eigensüchtige Absicht der Severa, die sich später herausstellen wird. Nein, glaube mir, Eifersucht ist es nicht; ich bin nicht mehr die Frau, auf welche ein so junges, hübsches Mädchen, wie Marietta, eifersüchtig sein könnte. Ich bin nun dreißig Jahre, Kummer und Sorgen haben mich vor der Zeit gealtert; dem Ansehen nach zu urtheilen, könnte ich ganz gut für deine Mutter gelten; und nur der Teufel könnte mir nachsagen, daß ich dich je mit andern Augen als denen einer Mutter ansah. Auch weiß Marietta recht gut, daß es mein Wunsch gewesen, daß ihr Beide ein Paar würdet. Nein, denke so etwas nicht, mein Sohn, wenn du es aber denkst, so sage mir es wenigstens nicht, denn ich müßte ja vor Scham in die Erde sinken, wenn man mir solche Dinge nachsagte.

— Und doch werdet ihr euch erinnern, Magdalena, daß euer Mann dasselbe dachte, als er mich aus dem Hause trieb, sagte Franz, indem er sich auf das Feuer beugte und sich mit der Asche zu schaffen machte, um seine Verlegenheit zu verbergen.

— Wie, du weißt das, Franz? Wer hat es dir gesagt? Von mir würdest du so etwas nie erfahren haben, und ich fände es sehr unpassend und unrecht, wenn Katharina es gesagt hätte. Diese Sache muß für dich eben so peinlich sein, als sie für mich ist. Doch wir wollen darüber nicht mehr reden, und dem seligen Blanchet sein Unrecht verzeihen, die ganze Schande davon fällt auf die Severa. Jetzt aber kann sie nicht mehr eifersüchtig sein, denn ich habe keinen Mann mehr und bin so alt und häßlich geworden, als sie es

damals nur wünschen konnte. Nun, mir kann's recht sein; ich habe dadurch nur um so höhere Anrechte auf die Achtung der Menschen, ich kann dich wie einen Sohn behandeln, und kann dir eine gute Frau aussuchen, welche nichts dagegen hat, wenn ich bei euch wohne, und die mich wie eine Mutter ehren und behandeln wird. Das, lieber Franz, ist mein einzigster Wunsch, und sei nur getrost: wir werden finden, was wir suchen. Marietta thut sich selbst den allergrößten Schaden, daß sie sich so eigensinnig meiner besseren Einsicht verschließt; ich hatte es gut mit ihr vor, ich wollte ihr Bestes. Jetzt fasse Muth, mein Sohn. Sieh, wenn ich dem Gedanken Raum geben müßte, daß ich deinem Glücke hinderlich sein könnte, ich wäre im Stand, dich fortzuschicken. Aber sei versichert, daß Niemand außer dir an so ungereimte Dinge glaubt, wie sie in deiner Idee leben.

Franz dachte wirklich nicht anders, als Magdalena habe in dem, was sie sage, Recht, so gewöhnt war er, an ihre Worte zu glauben. Er wünschte ihr daher eine gute Nacht und entfernte sich, um zu Bett zu gehen. Als er aber ihre Hand ergriff und sie zum Abschied herzlich drückte, sah er sie zum ersten Mal in seinem Leben mit beobachtenden kritischen Augen an, denn er wollte sich durch eigene Anschauung davon überzeugen, ob sie wirklich so alt und häßlich sei, als sie vorgebe. Magdalena aber war eine viel zu einfache und bescheidene Frau, um zu bemerken, daß die Plage und Sorge eines mühsamen und kummervollen Lebens spurlos an ihrer Schönheit vorüber gegangen waren, und daß sie noch immer war, was sie gewesen: eine hübsche Frau.

Franz aber fand sie so schön und so lieb und so gut, wie die heilige Mutter Gottes selber aussehend, und sein Herz hüpfte ihm vor Freude so heftig in der Brust bei ihrem Anblick, als habe er einen Thurm erstiegen. Er ging nun in die Mühle, wo er sich mitten zwischen den Mehlsäcken einen Bretterverschlag gemacht hatte, in welchem sein Bett stand. Doch als er sich dort allein befand, überkam ihn ein solches Zittern, als hätte er das Fieber, und das Blut wollte ihn ersticken. Er war krank, und seine Krankheit war die Liebe. Ja, zum ersten Mal in seinem Leben schlug die Flamme der Liebe prasselnd über seinem Haupt zusammen, die

Flamme, die sein ganzes Leben lang still und heimlich unter der Asche geglüht hatte.

XXV.

Seit jener Zeit war der Champi so traurig, daß es ein Herzeleid war, ihn anzusehen. Er arbeitete für drei, aber er hatte weder Freude noch Ruhe, und Magdalena konnte ihn nicht dazu bewegen, ihr zu vertrauen, was ihm fehle. Mochte er ihr auch tausendmal betheuern, daß ihm Marietta völlig gleichgültig sei, daß er niemals weder Liebe noch Freundschaftsgefühle für sie gehegt habe, Magdalena glaubte es ihm nicht, denn sie konnte keinen anderen Grund für seinen Kummer finden. Es that ihr wehe, ihn leiden zu sehen, und nicht, wie sonst, sein Vertrauen zu besitzen, und sie wunderte sich, den jungen Mann so verschlossen und stolz bei seinem geheimen Kummer zu finden.

Da es jedoch nicht in ihrer Natur lag, das Vertrauen Anderer zu erzwingen, nahm sie sich zuletzt vor, diesen Gegenstand lieber ganz fallen zu lassen, und lieber gar nicht mehr davon zu sprechen. Sie machte noch einige Versuche, Marietten zu bestimmen, zu ihr zurück zu kehren, dieselben fielen aber so unglücklich aus, daß sie den Muth verlor und sie gewähren ließ, obgleich ihr das Benehmen des jungen Mädchens großes Herzeleid verursachte. Sie schwieg aber gegen Franz darüber, weil sie seinen Kummer nicht noch vermehren wollte.

Franz aber diente ihr, und stand ihr überall mit demselben Muth und demselben Eifer helfend und rathend, wie früher, zur Seite. Auch leistete er ihr, wie ehedem, in den Mußestunden Gesellschaft; doch sprach er nicht mehr so frei und ungezwungen wie sonst, und war stets verlegen in ihrer Nähe. Er wurde in derselben Minute feuerroth und weiß wie der Schnee, so daß die gute Magdalena sehr besorgt um seine Gesundheit war und öfter seine Hand nahm, um seinen Puls zu fühlen; dann aber zog

er seine Hand zurück, als habe sie ihm weh gethan, und murmelte Worte des Vorwurfs, die sie nicht verstand.

Dieser unselige Zustand verschlimmerte sich von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde. Während dieser Zeit wurde die Heirath Mariettens mit Jean Aubard eifrig betrieben, und der Hochzeitstag wurde an dem Tage festgesetzt, wo die Trauer der Mademoiselle Blanchet zu Ende ging. Magdalena fürchtete diesen Tag; sie glaubte, Franz würde den Verstand verlieren, und sie hatte sich vorgenommen, ihn um diese Zeit zum Besuch nach Aigurande zu senden. Franz aber wollte nicht, daß Marietta dasselbe von ihm glauben sollte, was Magdalena glaubte. Er zeigte nicht den geringsten Verdruß in ihrer Gegenwart; er sprach stets freundlich mit ihrem Bräutigam, und wenn er einmal zufällig mit der Severa zusammentraf, scherzte er mit ihr, um ihr zu zeigen, daß er sie nicht fürchte. Bei der Hochzeit wollte er durchaus zugegen sein, und da er glücklich war, Magdalena von der schlechten Freundschaft dieses kleinen Mädchens befreit zu wissen und sie mit Freuden für immer aus ihrer Nähe scheiden sah, kam es Niemand in den Sinn, zu denken, er sei je verliebt in dieses Mädchen gewesen. Magdalena selber fing endlich an, die Wahrheit zu ahnen, oder wenigstens nicht ferner daran zu zweifeln, daß er sich über seinen vermeintlichen Verlust vollkommen getröstet habe. Sie nahm mit ihrer gewohnten Herzlichkeit von ihrer jungen Schwägerin Abschied. Dies Mädchen hatte aber wegen des Champi einen solchen Haß auf sie geworfen, daß Magdalena leicht erkennen konnte, daß sie ihr mit Freuden den Rücken zukehrte. So gewöhnt auch ihre arme Seele an den Kummer war, so that ihr doch dieses Benehmen Mariettens so weh, daß sie bittere Thränen darüber vergoß und den lieben Gott inständig bat, er möge ihr ihre Herzlosigkeit und ihren Undank verzeihen.

Es waren ungefähr acht Tage seit jenem Zeitpunkt verflossen, als Franz sich urplötzlich entschloß, auf einige Tage nach Aigurande zu gehen, wohin ihn dringende Geschäfte riefen. Magdalena wunderte sich nicht, sie freute sich im Gegentheil sehr darüber, weil sie hoffte, daß diese Veränderung von guter Wirkung auf seine Gesundheit sein würde, denn sie glaubte in allem Ernst, er

sei krank, weil er sich zu große Gewalt angethan habe, seinen Schmerz zu ersticken.

Was aber unsern Franz betraf, so vermehrte sich sein Herzeleid, von welchem er geheilt zu sein schien, mit jedem Tag. Er konnte an nichts Anderes mehr denken, mochte er schlafen oder wachen, in ihrer Nähe oder fern von ihr sein, immer dachte er an Magdalena, stets trug er ihr geliebtes Bild im Herzen und in den Gedanken. Freilich war diese Liebe fast mit ihm aufgewachsen, was aber früher sein Trost und seine Freude war, wär jetzt sein, Unglück, seine Qual. So lange er sich mit dem Gedanken begnügt hatte, ihr Sohn und ihr Freund zu sein, gab es keinen zufriedeneren keinen glücklicheren Menschen auf der Erde als ihn. Die Liebe aber hatte seinen Sinn gänzlich verändert und Glück und Friede in Leid verwandelt. Das Leid aber bestand in Wahrheit nur in seiner Einbildung; er war nur deshalb so unglücklich, weil er glaubte, Magdalena könne und würde niemals seine Gefühle theilen. Er ging in seiner Selbstqual so weit, sich Vorwürfe zu machen, daß er so jung war, daß Magdalena ihn als armen Jungen gekannt, und daß er der armen Frau gar zu viel Sorge und Verdruß bereitet habe, so daß er für sie nicht etwa ein Gegenstand des Stolzes, sondern nur des Mitleids sein könne. Dann war sie in seinen Augen so schön, so liebenswürdig und wünschenswerth und stand so hoch über ihm, daß er sich fest einbildete, sie sage nur deshalb, sie sei über die Jugend und Schönheit längst hinaus, um ihm jeden Gedanken an sie zu benehmen.

Indessen fingen die Severa und die Marietta nebst ihrem Anhang an, über Magdalena wegen ihres vertrauten Umgangs mit dem Champi öffentlich herzufallen; dieser fürchtete, diese abscheulichen Lästerungen möchten Magdalena zu Ohren kommen, und sie deshalb wünschen, daß er ihr Haus verlassen möge. Er meinte, ihr gutes Herz würde es wohl nicht vermögen, ihn geradezu fortzuschicken, aber sie würde dann wieder, wie ehemals, um ihn leiden. Er kam daher auf die Idee, den Pfarrer von Aigurande, den er als einen rechtschaffenen, gottesfürchtigen Mann kennen gelernt hatte, deshalb um Rath zu fragen. Er besuchte ihn, fand ihn indessen nicht zu Hause: er war zu seinem Bischof gereist. Franz

ging also zu Jean Bertaut, der ihn einlud, es sich einige Tage in seinem Haus gefallen zu lassen, bis der Herr Pfarrer zurückkehren würde.

Meister Bertaut hatte ihm dieselben freundschaftlichen Gesinnungen bewahrt, und seine brave Tochter stand im Begriff, sich mit einem honetten Mann zu verheirathen, den sie freilich mehr aus Ueberlegung und aus Rücksicht für die Wünsche ihres Vaters als aus eigentlicher Zuneigung gewählt hatte; er flößte ihr jedoch glücklicher Weise Achtung und keinen Widerwillen ein. Dies erleichterte Franz den Verkehr mit ihr, denn er konnte nun ganz ungenirt mit ihr seine eigenen Angelegenheiten besprechen, was er denn auch gleich am ersten Tag, es war an einem Sonntag, that. Er sprach sehr lange mit ihr, und bewies ihr sein Vertrauen, indem er ihr mittheilte, wie es ihm gelungen sei, Frau Blanchet aus einer äußerst mißlichen Lage zu erretten. Jeannette Bertaut aber war ein kluges Mädchen, sie erkannte sogleich, daß diese Freundschaft dem Champi tiefer im Herzen stecke, als er eingestehen mochte. Und plötzlich seine Hand ergreifend, sagte sie zu ihm: Franz, ihr dürft mir nichts verschweigen, denn ihr seht, ich bin jetzt ganz vernünftig und schäme mich nicht, euch zu sagen, daß ich mehr an euch gedacht habe, als ihr an mich. Ihr wußtet es; allein ihr konntet meine Neigung nicht erwiedern; ihr waret ehrlich, Franz, ihr wolltet mich nicht täuschen, und das Interesse verführte euch nicht, etwas zu thun, was viele Andere an eurer Stelle zu thun sich nicht gescheut haben würden. Und seht, weil ihr so rechtschaffen gehandelt habt, weil euer gutes ehrliches Herz mit solcher Treue an der Frau hängt, die ihr über alles liebt, seht, darum achte ich euch nur um so höher, denn anstatt es zu verleugnen, was ich für euch fühlte, erinnere ich mich dessen im Gegentheil mit innerer Genugthuung und Freude. Ich hoffe, ihr werdet nach diesem Geständniß nicht schlechter von mir denken, und mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen, es anzuerkennen, daß eure Redlichkeit weder Verdruß noch Groll in mir erweckt hat. Und ich will euch den besten Beweis davon geben, indem ich euch sage, was ich von euch denke: Ihr liebt Magdalena Blanchet, aber nicht wie ein Sohn seine Mutter, sondern wie ein junger Mann eine schöne,

angenehme junge Frau liebt, die er gern seine Frau nennen möchte.

— O nein, gewiß, ich liebe sie wie eine Mutter, sagte Franz, der so roth wurde wie ein junges Mädchen, mein Herz ist voller Verehrung für sie.

— Ich zweifle daran keinen Augenblick, aber ihr liebt sie auch noch ein bischen anders, denn während eure Worte die eine Art der Liebe bestätigen, verräth euer glühendes Antlitz die andere. Ihr mögt mir es nur nicht eingestehen, weil ihr noch nicht wißt, ob Magdalena diese andere Art von Liebe erwiedert.

Jeannette Vertaut sprach so sanft, so vernünftig, sie sah Franz dabei so treuherzig in die Augen, daß er sie nicht betrügen konnte. Er drückte ihr die Hand und sagte ihr, daß er sie wie eine Schwester betrachte, und daß sie die einzige Person in der Welt sei, welcher er sein Herz öffnen könne.

Hierauf richtete Jeannette Vertaut verschiedene Fragen an ihn, die er mit Aufrichtigkeit und Zuversicht beantwortete. Dann sagte das brave Mädchen:

— Gut, jetzt bin ich über euch im Reinen. Jetzt kommt es nur noch darauf an, zu erfahren, was Magdalena Blanchet denkt. Wenn man euch gehen ließe, ihr würdet wohl noch zehn Jahre und länger bei ihr leben, ohne den Muth zu finden, euch zu erklären. Ich werde euch also mit meinem Vater begleiten, wir wollen die brave Frau kennen lernen, die unsern Franz erzogen hat. Während ihr meinen Vater unter den Arm nehmt und ihn überall herumführt, werde ich mit Magdalena sprechen. Laßt mich nur machen, ich werde sehr vorsichtig zu Werke gehen und nicht eher eine Silbe von euch verlauten lassen, bis ich über ihre eignen Gefühle im Klaren bin.

Franz wäre in seiner überschwenglichen Freude beinahe der Jeannette zu Füßen gefallen, um ihr für ihre große Herzensgüte zu danken; und, nachdem die Tochter, mit der Erlaubniß des Champi, auch ihren Vater in das Vertrauen gezogen hatte, wurden alle drei darüber einig, Morgen mit dem Frühesten nach Cormouer aufzubrechen, was denn auch geschah. Der alte Müller bestieg mit seiner Tochter zusammen ein Pferd, und Franz war schon eine

Stunde vorher zu Fuße aufgebrochen, weil er gern Magdalena auf den Besuch der beiden Freunde vorbereiten wollte.

Ungefähr eine Stunde vor Sonnenuntergang erreichte Franz die Heimath. Ein tüchtiger Gewitterregen hatte ihn unterwegs überrascht und bis auf die Haut durchnäßt. Daraus machte er sich aber wenig, denn in seiner Seele war die Hoffnung aufgegangen, und, auf die Freundschaft der guten Jeannette bauend, kehrte er mit leichterem Herzen zum heimathlichen Boden zurück, als er sich davon entfernt hatte. Der Regen perlte in lichten Tropfen von den Gebüschen herab, die Amseln sagten mit frohem Liedesgruß der Sonne eine gute Nacht, die noch ein letztes Mal hinter dem Wolkensaum hervorguckte, ehe sie hinter dem Hügelabhang von Grand-Corlay verschwand. Ganze Banden kleiner lustiger Vögel umflatterten unseren Wanderer und erfreuten sein Herz mit ihrem lustigen Gezwitscher. Er gedachte der Zeit, wo er noch ein kleiner Knabe war und in den Wiesen herumlief und pfiff, um die Vögel anzulocken. Und als er so fürbaß schritt, gewahrte er, wie ein kleiner Fink ihm immer um den Kopf flatterte, als wollt' er ihm eine frohe Botschaft in's Ohr flüstern. Da fiel ihm ein altes Lied ein, womit ihn die Sabelle als kleinen Knaben einst in den Schlaf gesungen und das in der alten Sprache seiner Gegend folgendermaßen lautete:

Une pive
Cortive
Anc ses piviots,
Cortiviots
Livardiots,
S'en va pivant
Livardiant
Cortiviant.

Magdalena, die ihn nicht so bald wieder zurückerwartet hatte und schon fast fürchtete, er möge gar nicht wieder kommen, lief ihm entgegen und umarmte ihn mit tausend Freuden; Franz wurde dabei so feuerroth, daß Magdalena ihn ganz verwundert ansah. Er erzählte ihr nun, daß sie Besuch bekommen würde. Damit sie aber ja nichts von der Bedeutung dieses Besuches errathen

sollte, denn er fürchtete dieses Errathen, sagte er ihr, daß Jean Vertaut die Absicht habe, sich in der Gegend anzukaufen.

Magdalena traf nun sogleich Anstalten, die Freunde ihres Franz würdig zu empfangen.

Während der Vater noch draußen beschäftigt war, das Pferd im Stall unterzubringen, trat Jeannette in's Haus. Beide Frauen waren vom ersten Augenblicke des Begegnens Freundinnen. Nachdem sie sich mit einem herzlichen Handschlag begrüßt hatten, umarmten sich beide gleichsam aus Liebe zu Franz. Dann aber sprachen sie so offen und zutraulich mit einander wie alte Bekannte, die einander lange nicht gesehen hatten. Es konnte auch wohl nicht anders kommen, da Beide gleich gute, offene Frauennaturen waren, die sich gegenseitig verstehen mußten. Jeannette konnte sich zwar eines kleinen Restes von Kummer nicht erwehren, als sie von Angesicht zu Angesicht die Frau sah, welche Franz, den sie vielleicht noch immer ein wenig liebte, in's Herz geschlossen hatte, allein sie fühlte keine Eifersucht, und tröstete sich gleich mit dem Gedanken, daß sie gekommen sei, um für den Freund was Gutes auszurichten.

Magdalena dachte ihrerseits, als sie das offene freundliche Gesicht des Mädchens sah, Jeannette sei es, um derentwillen sich Franz so sehr gegrämt hatte, und es sei nun alles zwischen Beiden wieder ausgeglichen, und sie komme zu ihr, um ihr das alles selber mitzutheilen; aber auch sie fühlte keine Eifersucht, denn sie dachte an Franz nur mit dem Gedanken einer Mutter.

Nach dem Abendessen, als Vater Vertaut, der von der Reise etwas ermüdet war, schon sein Nachtlager aufgesucht hatte, setzte sich Jeannette mit Magdalena vor die Hausthüre, nachdem sie Franz, der mit Johannes in der Nähe stand und sie beobachten konnte, bedeutet hatte, daß er kommen solle, wenn sie ihre an der Seite aufgesteckte Schürze herabfallen ließ. Und nun richtete sie ihren Auftrag so geschickt und gewissenhaft aus, daß Magdalena gar keine Gelegenheit zu Einwendungen fand. Je klarer ihr aber die Sache wurde, desto größer wurde ihr Erstaunen. Zuerst hielt sie das Ganze nur für einen neuen Beweis des guten Herzens ihres Franz, der auf diese Weise die üble Nachrede ihrer Feinde zum Schweigen bringen und sich ihr für die ganze Lebenszeit nütz-

lich machen wollte. Sie weigerte sich daher, ihre Einwilligung zu geben, denn sie meinte, es sei ein zu großes Opfer für einen so jungen Mann, eine ältere Frau zu heirathen, sie fürchtete, daß er es später bereuen möge, und daß er ihr auch wohl mit dem besten Willen nicht treu bleiben könne. Jeannette versicherte sie aber, daß der Champi sie so liebe, daß seine Gesundheit, ja vielleicht sein Leben von ihrem Jawort abhinge.

Magdalena konnte sich dies alles gar nicht denken, denn sie hatte immer so still und zurückgezogen gelebt, sie hatte sich nie geputzt, nie aus ihrem Hause entfernt; es hatte ihr deshalb auch Niemand Schmeicheleien gesagt, und es war ihr niemals in den Sinn gekommen, daß ein Mann noch Gefallen an ihrer Person finden könne.

— Da er euch aber doch nun einmal mit solcher Liebe in sein Herz geschlossen hat, und der Kummer ihn verzehren würde, wenn ihr euch weigertet, ihn glücklich zu machen, sagte Jeannette, so verschließt auch euer Ohr nicht ferner der Wahrheit und glaubt, was euch die Freunde sagen. Seht, wenn ihr es nicht thut, muß ich glauben, daß ihr ihn nicht liebt und daß das Elend seines Herzens auf euch gar keinen Eindruck macht.

— Nein, sagt das nicht, Jeannette, antwortete Magdalena; ich liebe ihn ja fast noch mehr wie meinen Johannes, und hätte ich geahnt, daß seine Zuneigung zu mir anderer Natur sei, so wäre auch ich wohl nicht so ruhig geblieben. So etwas aber kam mir auch nicht von ferne in den Sinn, und ich bin noch jetzt so bestürzt über das, was ihr mir sagt, daß ich mich erst besinnen und zu mir selber kommen muß, ehe ich euch eine Antwort gebe. Laßt mir also Zeit, darüber nachzudenken, ich will mich auch erst überzeugen, indem ich selber mit ihm rede, ob das, was ihr mir gesagt habt, wirklich seine aufrichtige Meinung ist, und nicht etwa der Kummer, daß ihm eine andere Absicht fehlgeschlagen ist, ihn zu dem Entschlusse treibt, oder ob er nicht vielleicht aus Pflichtgefühl und Dankbarkeit so an mir handeln will. Dies Letztere fürchte ich noch mehr als alles andere; denn er hat mir das Wenige, was ich für ihn thun konnte, so reichlich belohnt, daß ich das Opfer seines

ganzen Lebens und seiner Freiheit nicht annehmen könnte, wenn er mich nicht in Wirklichkeit so liebte, wie ihr sagt.

Als Jeannette dies hörte, ließ sie ihre Schürze fallen, und Franz, der Beide nicht aus dem Auge verloren hatte, kam sogleich zu ihnen. Jeannette aber wollte sich gern den Brunnen einmal ansehen und bat Johannes, ihr das Geleit zu geben. So blieben Franz und Magdalena allein zurück.

Magdalena, die sich eingebildet hatte, Franz ganz ruhig ausfragen zu können, war plötzlich so bestürzt und verlegen geworden wie ein Mädchen von fünfzehn Jahren, denn nicht die Jugend, sondern die Unschuld des Herzens färbt die Wangen mit so lieblicher Röthe der Verwirrung.

Als Franz seine geliebte Magdalena so roth werden und so zittern sah, wie er selber that, da begriff er, daß dies ein günstigeres Zeichen für ihn sei, als ihre gewöhnliche frühere Ruhe. Er nahm ihre Hand und ihren Arm, aber er vermochte kein Wort zu sagen. Doch als sie sich verwirrt erhob, um sich nach Jeannetten umzusehen, hielt er sie gleichsam mit Gewalt zurück und zwang sie, bei ihm zu bleiben. Dieser Widerstand, den er zum ersten Male ihrem Willen entgegensetzte, sagte ihr deutlicher als es Worte im Stand gewesen wären, daß nicht mehr das Kind, der Champi, sondern Franz, ihr Geliebter, an ihrer Seite stand.

Sie gingen nun schweigend, aber Arm in Arm so fest in einander geschlungen wie zwei Weinreben, eine Weile mit einander den Wiesenpfad entlang. Endlich brach Franz das Schweigen und sagte:

— Wir wollen an den Brunnen gehn, vielleicht finde ich dort die Sprache wieder, Magdalena.

Am Brunnen war's einsam, denn Jeannette und Johannes waren wieder zurück in das Haus gegangen. Dort aber an dem alten Brunnen, wo Franz zum ersten Mal in seinem Leben Magdalenen begegnet war, wo er elf Jahre später Abschied von ihr genommen hatte, fand Champi wirklich seine Sprache wieder. Und er muß sehr gut gesprochen haben, denn Magdalena hörte ihm bis Mitternacht zu und weinte vor Freude, als er zu ihren Füßen

sank und ihr auf seinen Knien dankte, daß sie ihn zum Mann nehmen wollte.

Die Hochzeit wurde an demselben Tag in Mers gefeiert, an welchem Jeannette in Aigurande getraut wurde. Der alte Bertaut bestand darauf, daß Franz und Magdalena und Johannes, dem die Sache ganz besondere Freude machte, mit allen ihren Freunden und Verwandten in seinem Hause noch eine Nachhochzeit feierten, bei welcher es nach der Versicherung der Leute dort in der Gegend so lustig und flott zuging, wie man dergleichen bis dato noch nicht erlebt hatte.